Allerlei Leute

Elias Roser

Allerlei Leute

Von

Elias Roser,

Verfasser der General-Konferenzbriefe an „Theobaldus", „Cross-Roads Bezirk", „Briefe eines alten Junggesellen, von Jonas", u. s. w.

Cincinnati: Jennings and Graham.
New York: Eaton and Mains.

Inhalt.

I. Allgemeines.

Das Leben," sprach ein Philosoph,
„Ist eine große Bühne,
Drauf jeder seine Rolle spielt,"
(Er sprachs mit saurer Miene,)
„Der eine lacht, der andre weint,
Und jeder von den Spielern meint,
Er spiele die Hauptrolle."

Mir scheint, der Mann hat nicht ganz recht
Mit seinem Bild vom Leben;
Nicht leeres Spiel ist's, für die Zeit,
Nein, Ringen, Schaffen, Streben.
Was einer lacht, was einer weint,
Was einer ist, was einer scheint,
Hat ewige Bedeutung.

Und wer sich all das recht anschaut
Mit nüchtern-klaren Sinnen,
Und Jeden nimmt, so wie er ist,
Der kann gar viel gewinnen,
Sofern er dabei nicht vergißt,
Daß so, wie er die andern mißt,
Die andern auch ihn messen.

Allgemeines.

Das, was ich dem werten Leser erzählen möchte, ist geschöpft teils aus eigener Beobachtung, teils aus der Beobachtung anderer, die mir nahe gestanden. Es sind lauter Gestalten, wie sie in Verbindung mit dem kirchlichen Leben auftauchen. Dieses ist aber so reich, als irgend ein anderes Stück des vielfarbigen Gewebes, das wir Leben nennen, ja reicher. Man braucht nur seine Augen, seine Ohren und sein Herz offen zu halten, dann sieht man des Interessanten und Lehrreichen an Dingen und Persönlichkeiten gar viel rings um sich her. Selbstverständlich erwartet der Leser nicht, daß ich die eigentlichen Namen von Personen und Oertlichkeiten so anführe, wie sie in Tauf- und Kirchenregistern stehen, und wie sie auf Landkarten verzeichnet sind. Es tut auch nichts zur Sache, ob einer Hans oder Kunz heißt, und ob er in X-ingen oder U-stadt wohnt. Der Name eines Menschen stimmt so wie so nicht immer mit der Person seines Trägers oder seiner Trägerin überein. Manch einer heißt Kurz und ist lang, und umgekehrt; ein anderer hieß Federlein und wog zwischen 250 und 300 Pfund. Auch kannte ich einen Schwarzen, namens White, und einen Weißen, namens Grün. Der neue Name, den wir einmal tragen werden in der Herrlichkeit, wird aufs vollkommenste passen zu unserem ganzen verklär-

ten Wesen, und den wird Gott selber geben, denn er allein kann's.

Hier auf Erden ist's anders. Wie die verschiedenen Geschlechtsnamen entstanden, ist leicht zu vermuten. Daß aber manche Erdennamen nicht in den Himmel passen würden, ist ebenfalls klar, denn manche derselben haben ja nur auf das Zeitliche, Vergängliche Bezug. Es kommt uns z. B. ganz natürlich und passend vor, daß wohl die meisten Namen der Bibel auch droben sein werden, denn ihrer viele haben eine gar innige Beziehung auf Gott, sein gnadenvolles Walten und seine Verheißungen. Wie aber, wenn einer z. B. — — doch halt, ich will jetzt nicht etwa eine Liste solcher Erdennamen anführen, von denen ich mir absolut nicht denken kann, daß sie droben gebraucht werden, sonst setze ich mich der Gefahr aus, verurteilt zu werden als ein Mensch, der Erhabenes ins Lächerliche ziehe, und so etwas tue ich nicht. Aber laß jeden Leser einmal in Gedanken eine Anzahl Erdennamen übergehen, und er wird selber finden, daß nicht jeder derselben in die Harmonie des Himmels passen würde, und manche ihrer Träger werden doch auch dort sein.

Ich hörte mal einen predigen von der goldenen Stadt, dem Jerusalem droben, und im Lauf seiner architektonischen Ausführungen ließ er seiner Phantasie freien Lauf. So vermeintlich scharf waren seine ekstatischen Augen, daß er sogar die Straßennamen da droben lesen konnte. Er redete von einem Petrusplatz, einer Lutherstraße u. s. w. Und ich dachte, der gute Mann würde mit nächstem auch noch an die Hausnummern kommen. Das alles ist ja nötig und zweckmäßig

auf Erden, dem Ort der zeitlichen und örtlichen Beschränkung, damit z. B. der Briefträger uns finden kann. Dort aber wird's nicht mehr nötig sein, man schreibt einander keine Briefe mehr, der Gedankenaustausch in der Herrlichkeit wird keiner Korrespondenz mittelst Feder und Tinte bedürfen, und es werden keine Briefträger und Postbeamten dort sein als solche. Unsere Namen sind ja, wenn wir zur Gottesfamilie gehören, im Himmel angeschrieben, das Buch aber, in dem sie stehen, ist nicht ein Adreßbuch.

Auf einem Friedhofe sah ich einmal einen Grabstein, auf dem geschrieben stand: „Hier ruht . . . . ., D. D." — also ein Doktor der Theologie ruhte da. Es hat mich eigentümlich berührt, denn es scheint mir, daß diese menschlichen Titel und Ehrenabzeichen, so „verdient" und passend sie auch im Erdenleben gewesen sein mögen, doch mit dem Erdengewand abgestreift werden. Es heißt ja in der Schrift: „ihre Werke folgen ihnen nach." Ist nun so ein Titel verdient, dann haben Andere ihn dem Betreffenden gegeben als Anerkennung seiner Tüchtigkeit, wie das in obigem Falle wirklich war; hat aber einer sich den Titel selber beigelegt, oder ihn auf irgend eine Weise ergattert, wie das in Amerika möglich ist, dann kann so einer froh sein, wenn ihm d a s Werk nicht in die Ewigkeit nachfolgt, denn wenn er im Himmel ist, hat das zu dem anderen gehört, was Gott ihm in Gnaden vergeben hat.

Nicht weit von der Nachbarschaft, in der ich gegenwärtig zu Hause bin, wurde vor einigen Jahren eine Kirche gebaut. Eines der großen Prachtfenster trägt

den Namen eines Menschen, der, wie ich vernahm, in keine Kirche geht, und der einem Beruf obliegt, der das Verderben der Nachbarschaft befördert. Aber er offerierte dem Baukomitee, für das Fenster zu bezahlen unter der Bedingung, daß sein Name drauf komme, als eine Art „Advertisement", und so geschah es. Und das in einer christlich-sein-sollenden Kirche. Wenn's nun ein Götzentempel gewesen wäre, etwa dem Goldenen Kalbe geweiht, dann wäre da so etwas ganz am Platze. Nein, es gibt so viel Menschenvergötterung auf Erden, manchmal ganz gut gemeinte, auch in der Kirche, leider; im Himmel hört das einmal auf, und deshalb kann ich nicht glauben, daß es im himmlischen Jerusalem eine Luther- oder eine Zwingli- oder eine Wesleystraße geben wird. Dort wird Christus ewig alles in allem sein.

Noch eins. Ich habe so eine schüchterne Hoffnung, daß dies Büchlein nicht nur zur Unterhaltung dienen möchte, sondern auch sonst hie und da etwas Gutes schaffen nebstdem. Unterhaltung ist gut und notwendig und gesund, und auch der Humor ist nicht vom Uebel, denn er ist auch eine Gottesgabe. Das aber hat nur Bezug auf den n a t ü r l i c h e n Humor, denn es gibt auch einen f a b r i z i e r t e n. Es besteht aber ein gar großer Unterschied zwischen beiden. Der eine ist lebendig, der andere tot. Der eine ist ein Stärkungsmittel, der andere ein Brechmittel. Gesunde Menschen bedürfen manchmal des ersteren, des letzteren nie, das ist nur für Kranke, während das erstere auch für sie ganz besonders gut ist. Und auch ein mäßiges Lachen ist gesund. Wer nicht mehr lachen kann, weil er

nicht mehr will aus irgend einer mir und anderen unbegreiflichen Ursache, dem fehlt es an Leib und Seele. Es heißt ja auch in der Schrift: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden." 's gibt genug Ursache in der Welt zum Weinen. Das kommt von selber. Wir können's, ehe wir denken und reden und gehen können, lang vorher. 's ist das erste, was der gefallene Mensch kann. Aber mit welcher Freude begrüßt die Mutter das Lächeln ihres Kindleins! Denn das kommt erst, wenn die Entwicklung des kleinen Weltbürgers schon ein wenig vorgeschritten. Deshalb ist ein Mensch, der nicht mehr lachen kann, weil er nicht mehr will, in seiner Entwicklung wieder rückwärts gegangen. Man sollte ihn wieder in Kinderkleider einwickeln. Die allererste Kleidung eines kleinen Weltbürgers hat notwendigerweise etwas Mumienhaftes, und so ein Mensch hat auch so was ähnliches an sich. Die Zahl der Jahre tut darin nichts zur Sache. Und im Himmel weint man nicht mehr. Es steht aber geschrieben von den Seligen in jener Herrlichkeit, — und mögen wir alle einmal zu ihnen gehören: „Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein!" Alles hat seine Zeit.

Es kommt mir überhaupt so vor, je länger man die Menschen betrachtet, daß selbst mit den besten von uns noch ganz gewaltige Veränderungen vor sich gehen müssen, ehe wir wirklich reif sind für den schönen Himmel und seine Harmonie. Denn der Himmel ist denn doch, gottlob, noch unendlich besser als die allerbeste Gemeinde auf Erden, sie mag heißen, wie sie will.

Und doch haben wir die große und gewisse Verheißung, daß der Herr Jesus dort einmal seine erkaufte Gemeinde ihm selber darstellen werde ohne Flecken, und ohne Runzel, oder des etwas. Flecken kommen gewöhnlich von außen, Runzeln von innen. Das Alter, die Sorgen, Ueberarbeitung, auch Temperamentsfehler schaffen Runzeln. Es besteht aber ein Unterschied zwischen Runzeln und Runzeln. Manch ein Antlitz, das runzelig, gefurcht wurde im Lauf der Jahre durch schwere Sorge und Mühe, ist doch noch schön. Die Falten und Runzeln im Antlitze einer alten, lieben, herzensguten Großmutter sehen ganz anders aus, als die im Gesicht eines verknöcherten Geizhalses oder versauerten Misanthropen. Denn je nach ihrer Ursache haben Runzeln andere Linien, besonders die um den Mund herum, also die in der Mitte des Gesichtes. Denn das Angesicht des Menschen ist so eine Art Zifferblatt. Man schaut drauf, um zu sehen, wie viel Uhr es ist. Die Runzeln sind die Zeiger. Wenn der Mensch fröhlich ist, ein heiteres Gemüt hat, dann stehen sie entweder auf zehn Minuten bis Zwei, oder auf zehn Minuten nach Zehn; ist der Inhaber des Zifferblattes verbittert oder versauert, dann stehen diese Zeiger auf fünfundzwanzig Minuten zu Vier, oder auf zwanzig Minuten vor Acht. Auch sind die Runzeln im Angesichte eines lieben, alten, herzensguten Menschen beweglich, dagegen in dem Gesicht des Versauerten, Hartherzigen unbeweglich. Die einen sind weich und geschmeidig, die anderen hart, eckig, zähe, als wenn sie in altes Leder eingepreßt wären. Die ersteren sind nur im Angesichte, die anderen gehen tief in die Seele hinein,

denn es gibt auch verrunzelte Seelen und eingeschrumpfte Geister.

Heutzutage geben sich manche Menschen gar viel Mühe, die Runzeln vom Angesichte weg zu halten, und weg zu kneten, wo sie schon gekommen. Und manch einer, und manch eine, läuft mit so einem verkneteten Gesicht in der Welt herum und meint, man könne ihm, oder ihr, das Schwabenalter nicht ansehen. Ich habe sogar einen gekannt, der ein Prediger sein wollte, der sich sein Gesicht drei- oder viermal die Woche kneten ließ, und der diese Kneterei damit entschuldigte, daß er behauptete, es sei eines Menschen Pflicht, und besonders die eines Predigers, so lang als möglich jung zu bleiben. Ja, wenn so einer, der so bange hat vor dem Altwerden, allemal so ein paar Jährchen herunterkneten könnte! Awer, dat geit nich!

Es ist nicht die Anzahl der Runzeln und Falten, oder die gebleichte Farbe der Haare, oder auch die entlaubten Flächen und die öden Stellen an der Außenseite des Schädels, die uns vorzeitig alt machen als Prediger und unseren Namen der Liste der Altersschwachen beifügen, zuweilen lange, ehe der Zeiger der Lebensuhr auf die Abendstunden deutet. Das kann geschehen durch Krankheit und das lange Tragen überschwerer Lasten. Aber bei einem, dem seine kommenden Runzeln so bange machen, und seine grauen Haare, daß er zur Kneterei und zum Farbentopf seine Zuflucht nimmt, fehlt's nicht an der Außen-, sondern an der Innenseite. Zu dem berühmten alten Doktor Heim in Berlin soll einmal ein junger Höfling, ein eingebildeter Fant, gekommen sein, der seine ergrauenden, dünnen

Haare färbte, und soll ihn gefragt haben, ob es wahr sei, daß diese Haarfärbemittel dem Gehirne schaden. „Nein," soll der alte Arzt geantwortet haben, „denn wer so was tut, hat kein Gehirn."

Nun muß es ja allerlei Menschen geben in der Welt, und auch in der Kirche. Das wäre eine gar eintönige und langweilige Welt, wenn's nicht so wäre. So verschieden sie aber alle sind, so hat doch ein jeder seine Licht- und Schattenseiten, und ein jeder hat sein Gutes. Jeder andere Mensch hat etwas, das ich nicht habe, somit kann ich von jedem Menschen etwas lernen. Ist's nicht etwas Positives, dann ist's etwas Negatives. Jeder Mensch könnte besser sein, als er zur Zeit ist, und auch schlimmer. Das wollen wir nicht vergessen. Jeder einzelne von uns schaut auch sich selber ein wenig anders an, als andere uns anschauen. Könnten wir aus uns selber heraustreten von Zeit zu Zeit und uns selber so ganz objektiv betrachten, so, wie wir den Nachbar sehen, das wäre uns ohne Zweifel gut und heilsam. Manchem scheint manches so ausgezeichnet, bloß weil er es selber gesagt, oder getan. Wär's ein anderer gewesen, dann käme es ihm vielleicht ganz anders vor. Deshalb, solange, als andere Menschen mit mir Geduld haben, habe auch ich meinerseits alle Ursache, mit ihnen und mit mir selber Geduld zu haben, und wenn sie sie nicht mehr haben, dann erst recht.

II. Der Häftlimacher.

„Ich bin zu gut," so sprach ein Mann,
Den man oft angeführet.
Ich zweifle aber sehr daran,
Ob ihm solch Lob gebühret.
Denn wer mich fängt mit leichtem Kniff,
Der hat von mir nicht d e n Begriff;
Wohl aber einen andern.

Und solcher Vögel gibt's gar viel,
Und alle können singen;
Denn das gehört zu ihrem Spiel,
Dein „gutes Herz" zu zwingen.
Wobei man nicht vergessen soll,
Daß ihre Lieder all in Moll,
So, wie die Raben krächzen.

So kommen sie an deine Tür
Mit ihren Klageliedern.
Sie wissen, es wohnt einer hier
Von den „zu guten" Brüdern.
Denn merk: In ihrem Alphabet
Für „gut" ein ander Wörtlein steht, —
Man buchstabiert's auch anders.

Die Welt, in der du lebst, ist krumm,
Das darfst du nicht vergessen.
„Zu gut" meint oft auf deutsch: „zu dumm",
Und so wirst du gemessen.
Denn rechtes Gutsein ist nicht blind,
Wie leider die „zu Guten" sind;
Sei gut mit off'nen Augen.

Der Häftlimacher.

Jo, lueg," sagte der alte Häftlimacher, „es mueß halt au so Lüt' gä uf der Welt."

Er saß auf seiner Schusterbank in seiner kleinen Bude, die er sich neben sein Wohnhaus, das etwas zurück stand, vorn an die Straße hin gebaut hatte, und in der er vom Montag bis Samstag in seinen alten Tagen noch die Schuhe der Nachbarschaft flickte. Auf den Knieen hatte er ein altes Bügeleisen „z'unterscht-z'öberscht", oder, wie sie in der Schweiz sagen, „under-obsi", auf dem er gerade ein Stück genäßtes Leder mit dem Hammer bearbeitete. Nach einigen besonders wuchtigen Schlägen hielt er inne, schaute bedächtig über seine Brille weg und wiederholte: „Jo, es mueß halt au so Lüt gä."

Ich ging gern zum alten Häftlimacher und war oft in seiner Bude, manchmal für ein paar Augenblicke, um ihm im Vorbeigehen die Zeit zu bieten, manchmal für eine Stunde oder länger, wenn er gerade allein war. Das heißt, ganz allein war er nie, denn auf dem Brett am Fenstersims gegen den Hof hin saß fast immer neben einigen Blumentöpfen eine große, alte, schwarz und grau gestreifte Katze, die mit ihrem vollen Namen „Semiramis" hieß, aber „Mitz" gerufen wurde, und in einer Ecke der Bude lag auf einem Kaffeesack ein schon bejahrter Mopshund, beinahe so dick wie lang, von galligem Temperament, mit nur einem Auge, was

ihm bei seiner aufgestülpten Nase und vorstehenden Unterlippe ein sehr komisches Aussehen gab. Das andere Auge hatte Türk, denn so hieß der Hund, verloren im Kampf mit der Semiramis. Seitdem bestand zwischen den beiden Haustieren eine Art knurrenden und fauchenden Waffenstillstandes, dessen Dauer nur die Gegenwart des alten Mannes sicherte. Denn Häftlimacher war ein großer Tierfreund, aber er war viel mehr als das, und daß ich so oft dort war, war keineswegs Zeitvergeudung meinerseits. Man konnte von ihm mehr lernen, besonders als junger Prediger, als von manchem Professor, der vielleicht über dem Bücherkram die eigentliche Lebensweisheit vergessen. Es gibt ja hie und da solche, die durch den ausschließlichen Umgang mit alten Scharteken so ledern geworden, daß man sie sich kaum mehr als lebendige Menschen, sondern nur noch als in Schafleder gebundene alte Folianten vorstellen kann. Was man da lernen konnte in der Unterhaltung mit dem alten Schuhflicker war Selbst- und Menschenkenntnis, praktische Pastoraltheologie und vor allem Bibelkenntnis. Denn in der Bibel war er daheim, wie wenige, und er hatte auch sonst sehr viel gelesen und mußte eine gute Schulbildung gehabt haben, so daß man sich manchmal darüber verwunderte, daß ein Mann von solchen Kenntnissen in seinem Alter auf der Schusterbank saß, man hätte sich ihn weit eher denken können als emeritierten Professor in etwas rauher Schale. Und wenn er hie und da, um dies oder das zu illustrieren, die Schätze seines langen, erfahrungsreichen Lebens auftat und anfing zu erzählen, dann war's lauteres Gold, das da zum Vorschein

kam. Biblische Bilder und Charaktere konnte er so einfach und doch so lebendig wiedergeben, daß ich es wohl verstehen konnte, als einmal sein kleiner Enkel, Johannisli, ein Büblein von fünf Jahren, der von dem Großvater das „Schwyzerdütsch" gelernt hatte, und dem er eben die Geschichte von der Sündflut erzählt hatte, fragte: „Großvatter, bischt du au dört gsi?" Wie tief aber die einfachen Wahrheiten in das Kindesherz hinein sanken, ward mir klar, als er einmal in meiner Gegenwart dem Kleinen von dem Knaben Samuel erzählte, wie Gott ihn rief in der Nacht, und zwar so lebendig und so verständlich erzählte er, daß das Büblein, nachdem der alte Mann geendet, erst eine ganze Weile ganz still saß und dann sagte: „Großvatter, wenn der lieb Gott mich hüt z'nacht rüeft, säg ich's dir." — Ich möchte hier nur beifügen, daß Gott den Kleinen gerufen hat, aber auf andere Weise, und daß der Großvater, ehe er selber heimging, seinen Liebling gleichsam bis an das Tor der Herrlichkeit trug, wo er ihn in die Arme des Heilandes legte. Doch davon später.

Was mir seine Unterhaltung noch besonders interessant machte, war sein köstlicher Humor, erfrischend, wie ein Bergquell, und dabei mild wie alter Markgräfler. Scharf und schneidend wurde er nur, wo es sich um die Feinde des Wortes Gottes handelte. Mit denen hatte er keine Geduld. Die konnte er verhauen, daß die Fetzen flogen. Manchmal, wenn ich ihm so zuhörte, mußte ich an das Wort des Psalmisten denken: „Alle Heiden umgeben mich; aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen." (Ps. 118, 10.) In jener Stadt, wo der Alte wohnte, war damals ein gewisser Mann

Prediger einer großen englischen Gemeinde, der größten in der Stadt, denn sie war die „Modekirche", zu der die meisten von der sogenannten „feineren Gesellschaft" gehörten, wenigstens dem Namen nach. Das Prinzip, dem jener Mode-Prediger huldigte, war nicht die Verherrlichung Gottes, sondern die des Menschen, im Gegensatz zu den ernsten Forderungen des göttlichen Wortes. Sein Predigen, wenn man das, was er sagte, überhaupt so nennen dürfte, war ein Kunststück intellektuell-sein-sollender Faseleien, ein leeres Wortgeklingel, nur hie und da einmal untermischt mit einem Brokken tönenden Erzes. Durch und durch rationalistisch, tischte er seinen entzückten Zuhörern den alten rationalistischen Kohl auf, der zur Zeit unserer Urgroßväter in Deutschland schon auf dem Kehrichthaufen seinen rechten Platz gefunden, aber das wußte der Mensch nicht und seine Zuhörer noch weniger. Der Häftlimacher hätt's ihnen sagen können. Denn der Prediger war, weil er in seinem Eigendünkel an der ewigen Quelle des Wortes Gottes naserümpfend und achselzuckend vorbeigegangen, in seinem Pseudo-Studium an diesen alten Kehrichthaufen gekommen, wo er Wunder was zu finden meinte, und diese traurigen „Funde" brachte er dann auf den Gemeindetisch, gewürzt mit einer pikant-sein-sollenden Sauce (zu Deutsch „Brühe") sentimentaler Schmeicheleien und garniert mit einem Kranz im Fett seiner Einbildung gebratener Gänseblümchen. Der Mann erinnerte mich an einen französischen Koch, den ich einmal sah, einen *„Chef de Cuisine"* (zu Deutsch „Kochhafenmeister", in freier Uebersetzung), der einen neuen Salat oder sonst etwas ähn-

liches Geistreiches erfunden hatte, ein Produkt, auf das er, jener Koch nämlich, sich gräßlich viel einbildete, das aber ein gewöhnlicher Mensch mit einem gesunden, deutschen Magen einfach nicht hinunter bringen konnte, so eine Art wissenschaftliches Gras oder intellektuelles Heu mit einem französischen Namen. Solches Zeug also brachte jener Prediger auf die Kanzel. Und er sah auch gerade so affektiert aus wie jener Kochhafenmeister. Denn seine Gemeinde bezahlte ihm seinen großen Gehalt nicht nur für die Erzeugnisse seines Buttermilchgehirns, sondern auch für das „Distinguierte" seiner äußeren Erscheinung und für sein theatralisches Auftreten. Seine Zuhörer wollten am Sonntagmorgen nicht nur einen Genuß haben für ihre kitzlichen Ohren, auch für die Augen. Für die Bibel hatte der Mann nicht viel übrig, und der Apostel Paulus war ihm ein besonderer Dorn im Auge. Natürlich! Er konnte ja mit seinen Lilienfingerchen nicht irgendwo in Berührung kommen mit dem lebendigen Gotteswort, ohne daß ihm ein elektrischer Schlag versetzt wurde, drob er zusammenschrumpfte wie ein Knäuel verkohlten Bindfadens. So wußte er denn auch mit dem Gotteswort nichts anzufangen, dem lieben, starken, lebendigen Gotteswort, das ein Geruch des Lebens zum Leben und des Todes zum Tode ist, nicht aber ein Riechfläschchen für hysterisch-sentimentale Dämlein, weiblichen, männlichen und sächlichen Geschlechts. Wenn nun dem Häftlimacher je und dann einmal ein Ausspruch jenes Predigers zu Gesichte kam in der Tageszeitung oder sonst, dann konnte er scharf werden. Und dann erinnerte er mich an einen jungen

Landsmann, der einmal einen anderen, der ihn beleidigt hatte, zu verhauen drohte, ihm aber vorher den kühlen Rat gab, erst alle seine Knochen zu numerieren, damit man sie nachher wieder zusammenfinden könne. wenn er mit ihm fertig sei. 's war aber ein heiliger Zorn in dem alten Mann, weil jener Prediger ihm sein Heiligstes und Liebstes angriff. Wir werden vielleicht später ihm noch einmal begegnen in diesen Aufzeichnungen.

Und noch eine andere Gabe hatte der Häftlimacher. Manchmal leuchtete sein Humor und spielte blitzartig in kurzen, epigrammartigen Aussprüchen, den Sprichwörtern ähnlich. Zuweilen waren es alte Sprichwörter, entweder so, wie sie im Volksmund schon vor sechzig und mehr Jahren geläufig waren, oder umgekehrt, wie z. B., wenn er sagte: „Jo, weischt, nit alles Gold glänzt," oder „Nimm d'Lüt, wie sie sind, denn häscht d'Händ voll," oder, in Bezug auf einen böswilligen Nachbar: „Der macht dem Tüfel mehr Freud, als e Mondsfinsternis eme Nachtwächter." „Jo," sagte er einmal, als eine Nachbarsfrau ihrem faulen Jungen, der nicht zur Schule wollte, Zuckerwerk versprach, wenn er gehe, „die verbindt der lätz (unrechte) Finger". Manchmal machte er auch Zusätze zu bekannten Sprichwörtern, wie z. B.: „Morgenstund hat Gold im Mund, aber dem Faulenzer sein Tag fängt erst um Mittag an."

Der Mann hieß eigentlich nicht Häftlimacher, der Name soll aber auch hier genügen. In der Schweiz (denn das haben die Leser am Dialekt gesehen, daß dort seine Wiege gestanden) gibt's eine Redensart:

„Er paßt uf wie en Häftlimacher“; damit ist gemeint, daß einer genau, gewissenhaft sei im Kleinen, und in seiner Arbeit und seinem Wesen überhaupt. „Häftli“ sind die Haften und Häkchen an Kleidern, die, wie alles im Zeitalter vor der Einführung der Maschinen, von Hand gemacht wurden, und da mußte einer dann schnell sein und genau aufpassen. Wer ihm den Namen beigelegt, weiß ich nicht, aber jedermann nannte ihn so. Er war Verwalter, Klaßführer, Sonntagschullehrer und Ermahner in der größeren der beiden Gemeinden jenes Bezirks und wohnte in der Stadt, wo auch die Predigerwohnung war. Er las seine Bibel fleißig, — wie oft er sie schon durchgelesen, wußte er selber nicht, aber mehr mal, als er Jahre zählte, und durch sie und die kirchlichen Blätter wurde er bekannt mit allem, was eines guten Christen und treuen Kirchengliedes Interesse vor allem anderen in Anspruch nehmen sollte. Ueber was sonst in der Welt vorging, hielt er sich ebenfalls auf dem Laufenden. Er war seines Predigers treuester Freund und half ihm, wo und wie er konnte. Einer jener herrlichen Männer, wie man sie, gottlob, noch findet in unseren Gemeinden, aufrichtig, gerade, von tiefer Frömmigkeit, gesund in seinem Urteil, dabei keineswegs ein Kopfhänger; nachsichtig gegen die Irrenden, suchte und fand er das Gute an jedem Menschen, aber ein X für ein U konnte ihm keiner vormachen. Jetzt ist er schon lange im Himmel. Wenn ich einmal hinkomme, wird es mir eine besondere Freude sein, ihn zu sehen und mit ihm zu reden über das, was droben vorgeht.

* * *

Der Anlaß zu dem am Anfang dieses Kapitels angeführten Wort: „Es muß eben auch solche Leute geben in der Welt“, war etwas, was mir an dem Tage passiert war, und das ich dem Häftlimacher erzählte. Ein Bettler war zu mir gekommen, nicht ein gewöhnlicher Landstreicher, wie sie die Prediger täglich heimsuchen, sondern ein etwas ungewöhnlicher. Ein deutscher Mann von etwa fünfzig Jahren, der sich bei mir einführte mit den Worten: „Nicht wahr, Sie sind der Pfarrer von diese Kirche?“

Ich nickte, denn ich hatte es schon damals für zweckmäßig gefunden, derartige „Brüder“ alles sagen zu lassen, was sie zu sagen haben, ehe ich etwas sage. Denn wenn sie, wie das häufig der Fall ist, einem einen Bären aufbinden wollen, dann ist's gut, wenn man dazu sieht, daß der Bär ein recht langes Seil hat, denn dann verwickeln sich diese Menschenfreunde gar bald darin, und die Wahrheit kommt an den Tag. Ungefähr so, wie jener, der von mir Geld wollte, weil seine Frau schon drei Monate lang krank liege, und er seinen Platz verloren habe, weil er sie hätte pflegen müssen. (All das wurde mit roter Nase, zitternder Stimme, schluchzenden Augen und einem unbeschreiblichen Atem vorgebracht.) Und jetzt hätten sie absolut nichts mehr, und heute morgen hätte seine arme, liebe Frau zu ihm gesagt, nachdem sie erst zusammen geweint und gebetet hätten: „August, geh zum Herrn Pfarrer, der liebe Gott wird's ihm schon eingeben, daß er uns hilft.“ Ich ließ ihn noch fünf Minuten lang fortschwatzen, bis er vergessen, was er zuerst erzählt, dann sagte ich: „Geben Sie mir Ihre Adresse, ich will Ihre Frau aufsuchen

und will sehen, was zu tun ist, denn sie sollte auch einen Arzt haben." „Ja, aber, Herr Pfarrer," warf er schnell ein, „meine Frau ist gerade jetzt nicht daheim, ich habe sie vor drei Wochen zu ihrer Mutter nach C. genommen, weil ich sie nicht mehr allein pflegen konnte." „So," sagte ich, „sie ist also in C., das ist achtzig Meilen von hier, und heute morgen haben Sie miteinander gebetet, und sie hat gesagt: „Geh' zum Herrn Pfarrer, der liebe Gott wird's ihm schon eingeben, daß er uns hilft"? — Nee, Bruder, mir hat der liebe Gott in den letzten fünf Minuten eingegeben, daß ich nicht helfen solle, weil das, was Sie mir da so schön vorgetragen haben, erlogen ist." — Also ich nickte nur, als der mich heute morgen frug: „Sie sind wohl der Pfarrer von diese Kirche?" „Ja, sehen Sie, Herr Pfarrer," fuhr er fort, „was ich für Schuhe anhabe. Ich loofe uff lauter Löchern, und der Winter kommt. Ich muß ein Paar Schuhe haben, wenn ich mir nicht die Sohlen erkälten will. Und der Mensch hat doch vom lieben Gott nur een Paar Füße bekommen, und wenn die kaput sind, uff was soll ich denn loofen? So hab ich denn gedacht, ich gehe zum Seelsorger, der könne mich aus der Not helfen mit ein Paar Schuhe. Es brauchen keine neuen zu sind, wenn Sie vielleicht welche hätten, die Sie schon getragen haben, wie?"

Der Mann amüsierte mich; es war doch einmal etwas anderes, nicht immer das alte Lied von einer kranken Frau, — die Frauen müssen ja so wie so genug leiden, ohne daß liederliche Gesellen deren schweres Los noch als Material für ihre Lügen benutzen, — und dann,

der Mann schien wirklich ein Paar Schuhe sehr nötig zu haben. So sagte ich denn:

„Aber für die Seele brauchen Sie doch keine Schuhe?“ weil er zu mir als dem „Seelsorger“ für Schuhe gekommen war.

„Dat weet ich, Herr Pfarrer,“ antwortete er, „aber wenn der Leib sich erkälten tut und daran zu Grunde geht und stirbt, dann können Sie mit die Seele auch nichts mehr machen, wie?“

„Das stimmt,“ sagte ich, „die Schuhe sollen Sie haben, aber für Ihre Seele müssen Sie auch Sorge tragen, daß sie nicht ewig Schaden leide.“

„Ja, Herr Pfarrer, ich komme nächsten Sonntag in Ihre Kirche, ich will Ihnen predigen hören, ich freue mir jetzt schon daruf, Sie können so schön ermahnen.“

Damit nahm er die in ein Stück Zeitungspapier gewickelten Schuhe unter den Arm und ging weiter.

Das erzählte ich meinem Freund Häftlimacher. „Ja, Bruder,“ meinte er, und schaute mich so eigentümlich an, „du hast ihm also deine Schuhe gegeben. Ich hab mir's gleich gedacht, es seien deine. Um wieviel Uhr war er bei dir?“

„O, so ein paar Minuten vor Neun, denn der Briefträger kam gleich nachher, und der kommt immer um die Zeit. Aber warum?“ frug ich.

Er nahm ein Paket vom Boden auf hinter seiner Bank. Es waren meine Schuhe, die ich dem Manne gegeben hatte. Ich muß ziemlich verblüfft drein geschaut haben, denn er lachte und sagte: „Ja, es sind deine Schuhe. Der Mann kam einige Minuten nach Neun, er muß also von dir aus direkt hierher gekommen

sein. Er sagte, er sei in der Not und müsse Geld haben und wollte sie mir verkaufen. Ich hab sie gleich gekannt, hab dir ja erst letzte Woche die Sohlen drauf genäht. Hab ihm einen Vierteltaler dafür gegeben. Hier, nimm sie nur wieder mit für den Nächsten, der zum Seelsorger kommt für Schuhe."

Den Vierteltaler, den ich ihm anbot, wollte mein Freund erst unter keinen Umständen annehmen, bis ich ihm vorstellte, die Erfahrung sei mir mehr wert als das. „Gut," meinte er, „dann legen wir ihn in die Missionskasse. Jetzt laß dich das aber nicht weiter anfechten, es mueß au so Lüt gä uf der Welt."

„Du sagst, es muß solche Betrüger geben?" frug ich, denn es verdroß mich, daß ich mich so leicht hatte fangen lassen, „meinst du damit, solche Menschen erfüllten einen gewissen guten Zweck?"

„Jawohl," antwortete er, während ihm der Schalk aus den lieben alten Augen blitzte, „der liebe Gott kann alles zum Heil seiner Kinder verwenden, auch so einen. Und der war noch lange keiner von den Schlimmsten. Er braucht z. B. diese Sorte seiner Kostgänger in seinem Erziehungssystem, das er bei seinen Kindern anwendet, besonders bei seinen Lieblingen, den Predigern, zu denen schickt er sie oft, damit sie sein Wort immer besser verstehen und anwenden lernen."

„Ja," frug ich, „was für ein Bibelwort könnte denn auf so was Bezug haben?"

„O mehr als eins," antwortete er, „ich will dir aber nur eins von vielen anführen, nämlich jenes: „Prüfet alles, und —"

„Und das Gute behaltet," setzte ich hinzu.

„Ja," sagte er, „das Gute meint aber nicht etwa die Schuhe bloß, sondern das Stück Menschenkenntnis, das du daraus hast gewinnen können und gewonnen hast. Und du hast recht gesagt vorhin, die Erfahrung kann dir viel mehr wert sein als der Vierteltaler. Du bist um mehr als so viel reicher, wenn du den rechten Nutzen draus ziehst. Verstehst du mich?"

„Ich denke so," sagte ich, „denn jedes Stück neugewonnener Menschenkenntnis verschärft auch unsere Selbsterkenntnis."

„Ich hab' einen alten Zeichnungslehrer gehabt in der Schweiz," schloß er, „und wenn uns Buben das erste Mal etwas gelang, das er uns mit viel Mühe beizubringen versucht hatte, dann schaute er einen mit seinen scharfen Augen so über die auf der Nasenspitze reitende Brille hinweg an und sagte: „Herr Meister, ich habe die Kunst begriffen, Zweimal zwei ist fünf." — Komm bald wieder."

„Ich will," erwiderte ich und trug meine Schuhe wieder heim.

III. Manche Menschen und manche Tiere.

Me brucht gar mängs nit uf der Welt,
Und hät's halt doch;
En mancher hät im Sack vil Geld,
Und au e Loch.

Wenn au dä Sack zue 'bunde wär,
Und hätt' e Loch
Am lätzen End, wo ungefähr
Verlührt er's doch.

En mancher ladt sich Sorgen uf
Für si Pläsier;
Der Tüfel setzt sich obe druf,
Verdruckt en schier.

Häscht du in dines Herzens Hus
E so ne Sucht,
Denn macht dir Gott en Stecke drus,
Zue diner Zucht.

Manche Menschen und manche Tiere.

Als ich das nächste Mal zum Häftlimacher kam, saß der kleine Johannisli auf dem Boden in der Ecke und spielte mit dem Hunde. Johannisli war der Sohn der einzigen Tochter des alten Mannes, die mit dem Kleinen und ihrem Vater den gesamten Haushalt ausmachte, da ihr Mann bald nach der Geburt Johannislis gestorben war infolge eines Unglücksfalles. Die Mutter war schon lange heimgegangen. So vertrat der alte Mann Vaterstelle an dem Kleinen. Der Hund, Türk, sonst von sehr ungeselliger Natur, ließ sich von ihm alles gefallen.

„Großvatter," sagte das Büblein, nachdem es erst eine ganze Weile mit seinen großen blauen Augen still vor sich hin geschaut, wie das so seine Art war, „giet's im Himmel au Hünd?"

Mir fiel bei der Frage das Wort aus der Offenbarung Johannes ein: „Denn draußen sind die Hunde, und die Zauberer," u. s. w., ich schwieg aber still, um zu hören, was der alte Mann darauf antworten werde. Der schaute das Büblein über seine Brille weg so sinnend an und sagte dann: „Ich glaub nit, Johannisli."

„Jo, worum nit?"

„Hä, mer brucht jo keini dört."

„Jo, Großvatter, du bruchscht jo aber der Türk au nit, und häscht en doch," entgegnete Johannisli.

„Jo, Büebli," sagte der Alte, „das verstohscht du iez

no nit. Mer brucht mängs nit uf der Welt, und hät's doch. Und siehscht, wenn ich au der Türk nit bruch, so brucht er doch mich."

Damit gab sich der Kleine zufrieden, und nach einer Weile ging er hinaus, um draußen zu spielen.

Man braucht manches nicht auf der Welt, und hat's doch. — — Ich wiederholte das Wort so für mich, und muß es wohl laut gesagt haben, denn der alte Mann legte den Schuh, an dem er eben einen „Riester" angenäht, neben sich auf die Bank und sagte (ich gebe seine Worte in Hochdeutsch):

„Ich will dir eine Geschichte erzählen von dem Nicht-brauchen und Doch-haben, und, wenn man's recht ansieht, ist's einem doch zum Nutzen. In meinen Bubenjahren lebte in unserem Dorfe eine ältere, alleinstehende Frau, unverheiratet, die allerhand Sonderbarkeiten an sich hatte, die, wie ja das gewöhnlich ist, der Jugend und auch manchen Erwachsenen Anlaß zu allerlei Spott und manchmal auch zu losen Streichen gaben. Sie wohnte in einem alten Hause, das sie von ihren Eltern geerbt, ganz allein mit vier oder fünf Katzen, die etwa dieselbe soziale Stellung einnahmen in der Katzen- und Hundewelt, wie ihre Herrin unter der Dorfbevölkerung. Dieses alte Haus hatte für uns Buben, beiläufig bemerkt, eine Art geheimnisvolle Anziehungskraft, mit Schauder vermischt, denn es wurde von manchen gemunkelt, daß die alte Salome, die drin wohnte mit ihren Katzen, mehr könne als bloß Brot essen. Schwarze Katzen spielten ja immer eine bedeutsame Rolle in dem Hexenaberglauben früherer Zeiten. Dieser absolut unbegründete Aberglaube in Bezug auf

die alte Frau wurde genährt durch den Umstand, daß die Katzen, so schien es uns Buben wenigstens, fast Menschenverstand bewiesen, unter gewissen Umständen. Das alte Haus hatte nämlich nach dem mit alten Birn- und Apfelbäumen bestandenen Garten hin ein langes, schräg abfallendes Dach, das bis auf etwa sechs Fuß vom Boden reichte, so daß ein Bub leicht hinauf klettern konnte. Ganz oben gegen den First war ein Dachfenster angebracht, das eine zerbrochene Scheibe hatte. Es hat sich aber nur einmal einer von uns Buben hinauf gewagt, mit der Absicht, auszuspüren, wie es drinnen aussehe, er kam viel schneller wieder herunter, als hinauf, lang ehe er das Fenster erreichte. Denn zwei von den Katzen, die irgendwo im Garten gewesen, hatten ihn gesehen, sprangen aufs Dach und huschten blitzschnell an ihm vorbei und zum Fenster hinein, was ihn so erschreckte, daß er die ganze Dachlänge hinunter rollte, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, denn er fiel auf einen Düngerhaufen. Er hatte kaum Zeit, sich aufzuraffen und über den Gartenzaun zu klettern, als Salome schon hinter ihm her war. Wenn so ein Mensch die ganze Dachlänge herunter rollt, dann hört man das ja natürlich im Haus, wir Buben glaubten aber fest, die Katzen hätten es der Salome irgendwie beigebracht, und wir glaubten das um so fester, weil es absolut unmöglich war, in den Garten zu gelangen, ohne von einer der Katzen gesehen zu werden, die dann sogleich ihren Weg aufs Dach und zum Fenster hinein nahmen, und ein paar Augenblicke hernach konnte man so sicher drauf rechnen, daß Salome zur Stelle sein würde, als zweimal zwei vier ist.

In diesen Haushalt hinein kam eines Tages der alten Frau einziger Bruder, der viele Jahre verschollen gewesen. Wir Jungen wußten überhaupt nicht, daß sie je einen Bruder gehabt. Er war als Bub, viele Jahre zuvor, von daheim weggelaufen, und das einzige, was wenige wußten, war ein unbestimmtes Gerücht, daß er zur See gegangen und Matrose geworden sei. Der also kam eines Abends unerwartet heim und brachte einen Affen mit. Ich meine einen wirklichen, vierbeinigen, ein Tier — Togi nannte er ihn —, beinahe so groß wie mein Türk dort, klug, gewandt, listig, heimtückisch, aber seinem Herrn aufs Wort gehorsam. Er pflegte hinter dem „Matros“, wie der Mann allgemein genannt wurde, herzulaufen wie ein Hund, und wenn Gefahr nahte in Gestalt eines Dorfhundes, sprang er seinem Herrn auf die Schulter und fletschte die weißen Zähne. Du kannst dir denken, welche Anziehungskraft der Mann, oder vielmehr sein Affe für uns Buben hatte. Wie wir, was sonst keineswegs der Fall gewesen wäre, den Matros förmlich verehrten, und wie wir ihm zu Dienste waren! Er konnte irgend etwas von uns verlangen, bloß um des Affen willen. Es war ein förmlicher Affenkultus, in dem der Matros sich bewegte und sonnte. Daheim aber war's anders. Der Affe lebte auf beständigem Kriegsfuß mit den Katzen, und sie mit ihm, und diese Feindschaft zwischen den Tieren erstreckte sich nach und nach auch auf die beiden Menschen. Salome hätte den Affen wohl längst aus dem Wege geschafft, wenn sie sich nicht vor ihrem Bruder, und auch vor dem häßlichen Tier selbst, gefürchtet hätte. Wir Buben aber hatten in ihm einen

Bundesgenossen, gegen die verräterischen Katzen nämlich. Der Garten mit seinen Bäumen war nicht mehr ihr unbestrittenes Revier, besonders seit der Matros uns Buben erlaubt hatte, die gefallenen Birnen und Aepfel zu holen. Er war eben auch einmal ein Bub gewesen, und das hatte er in all den Jahren nicht vergessen, vielleicht tat er's auch seiner Schwester zum Trotz. Nahm aber eine der Katzen ihren Weg übers Dach, dann war der Affe wie der Blitz hinter ihr her, erreichte das Fenster vor ihr und bewog sie dann auf seine Weise, sehr schnell wieder umzukehren."

„Jene Tage," fuhr der alte Mann fort, und über sein Gesicht huschte es wie ein wehmütiges Lächeln, „liegen so weit hinter mir, und ich glaube in aller Bescheidenheit, daß es auch an mir in Erfüllung ging, was der Apostel sagt: „Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war". Das meint ja aber, wie ich mir's denke, nicht, daß man auch das Verständnis für jene Kindheitsepisoden nicht haben könne, und die Erinnerung an so manches, was uns damals in Freud' und Leid bewegt, aus der Erinnerung bannen solle, nein, sonst hätten wir auch allen Halt und alle Anknüpfungspunkte für das Denken der Buben und Mädchen von heute verloren und würden uns gar schlecht eignen für Jugenderzieher. Und das sollen alle Alten sein, ob sie wollen oder nicht. Und so steht denn auch jetzt noch jener Garten vor meinem inneren Auge mit so manchen lustigen Erlebnissen, die sich dort abgespielt. Wir Buben wollten uns beinahe zu Tod lachen, nach dem Bubenausdruck, als wir eines Tages von dort her ein jämmerliches Katzengeheul hör-

ten und, hinlaufend, den Affen sahen, wie er von einem hohen Birnbaum herniederhing, um dessen untersten Ast er das Ende seines langen Schwanzes gewickelt hatte, und so wie das Pendulum einer großen Wanduhr hin und her schwang. Mit seinen Vorderhänden aber hielt er eine der Katzen am Schwanz. Hinter dem Hause stand der Matros und krümmte sich vor Lachen. Da aber stürmte seine Schwester zur Hintertür heraus mit einem Besen, um ihrem gequälten Liebling zu Hilfe zu kommen. „Du wüeschter Mensch!" schrie sie, „ich gib ihm no' Gift! Ich gib ihm no' Gift!" Mit der Anrede meinte sie natürlich ihren Bruder, die Drohung aber bezog sich auf den Affen. Ehe sie ihn aber erreichen konnte mit dem Besen, ließ der letztere auf einen Zuruf seines Herrn in fremder Sprache die Katze fallen und schwang sich blitzschnell zurück auf den Ast und hinauf in die höchste Spitze des Baumes, von wo aus er ruhig wie ein alter Philosoph auf das Getümmel herunter schaute und sich den Bart kratzte. Ich denke mir, so ungefähr muß der Philosoph Kant dreingeschaut haben, als er den bekannten Ausspruch tat: „Es hat mich nur e i n Mensch verstanden, und der hat mich mißverstanden." Die Salome aber schrie in den Baum hinauf: „Chom du no abe, du miserable Hundsaff, ich gib der no' Gift!" und da der natürlich nur weiter kratzte, warf sie den Besen nach ihm. Nun ist's aber eine bekannte, wenn auch unerklärliche Tatsache, daß im allgemeinen keine Frau, sei sie alt oder jung, einen Stein oder einen Knüppel oder einen Besen nach einem Huhn, oder einem Affen, oder sonst einem Gegenstand auf einem Baum werfen und denselben treffen kann.

Die einzige Möglichkeit für sie, zu treffen, bestände darin, daß sie dem Gegenstand, den sie treffen will, den Rücken kehrte, und nach einem Baum zielen würde ein Stück weit vor ihr, dann würde sie wenigstens den Baum hinter ihr treffen, denn wenn sie vorwärts zielt und wirft, fliegt das, was sie wirft, allemal rückwärts, also in entgegengesetzter Richtung. So geschah's auch hier. Der Besen flog nicht auf den Baum vor ihr, sondern rückwärts und ihrem Bruder an den Kopf. Sie sah das aber nicht, denn sie hatte, nachdem sie den Besen geworfen, sich zu der Katze niedergebeugt, die aber keinerlei Schaden gelitten, nahm sie mit einem: Chom, du arme Bußle" auf die Arme und trug sie ins Haus. Der Bruder aber rief ihr nach: „Wenn mim Aff öpis passiert, dann händ dini Chatze am längschte g'lebt!"

Die Drohung muß gewirkt haben, denn der Affe lebte noch mehrere Jahre.

„Jetzt," fuhr der Häftlimacher fort, „was ich sagen will ist dies. Die Katzen sowohl wie der Affe waren keine Notwendigkeit im Hause der beiden Geschwister. Sie brauchten sie nicht, und doch hatten sie sie. Und sie haben ihren Zweck gehabt und auch erfüllt. Der liebe Gott hat eben manchmal ganz besondere Erziehungsmittel für seine Menschenkinder, um ihnen die Ecken abzuschleifen. Und diese Erziehungsmittel sind gar oft etwas, was uns von Natur so zuwider ist, als der Affe der Salome und die Katzen dem Matros. Diese Tiere hatten einen viel größeren Einfluß auf das Denken und Fühlen und somit das Leben dieser beiden Menschen, die ja beide sonderbar und eckig waren, als man denken möchte. Der Salome waren ihre Katzen

lieber als alles andere, sie waren ihre Welt, freilich eine gar enge, kleine, sonderbare Welt, aber doch eine Welt. Im Dorfe war sie unbeliebt und gefürchtet, das erstere, weil ihr verknöchertes Herz keinem einzigen Menschen, nicht einmal einem kleinen Kinde Liebe entgegenbrachte. Ihre Katzen aber hingen an ihr mit Katzenanhänglichkeit. Und sie wurde ihnen in ihrem Sinn mit den Jahren ähnlich. Auch das liegt in der Natur der Sache. Die Liebe, nicht nur die heilige, edle, wahre, die allein den Namen verdient, auch die törichte, niedere, krankhafte, verwerfliche, die Katzen- und die Affenliebe sowohl als die, die auf geradezu Sündliches gerichtet ist, macht, wenn sie das ganze Gedankenleben ausfüllt, mit der Zeit ihrem Gegenstand ähnlich, sei derselbe eine Person, eine niedere Kreatur oder eine Sache. Und es ist ebenso wahr, was das Lied sagt: „Jedes Herz muß etwas lieben," und wenn's nur sich selber ist. Beim weiblichen Gemüt ist das aber in höherem Maße der Fall als bei uns Männern, sofern die Liebe auf etwas außer uns gerichtet ist. Es gibt keine edlere, dauerndere, selbstlosere Erdenliebe als wahre Mutterliebe. Das hängt mit der ganzen, tiefen, Gott gegebenen Seelenbeschaffenheit des Weibes zusammen. Beim Manne ist's ein wenig anders. Sie kann bei ihm ebenso tief, dauernd und edel sein, aber sie trägt einen etwas anderen Charakter, sie überschattet und nimmt all seine anderen Gaben und Fähigkeiten nicht in dem Maße gefangen. Der Bruder hatte den Affen auch gern, aber er konnte ihn nicht lieb haben in dem Maße, wie seine Schwester ihre Katzen. Du hast z. B. noch nie von einem Manne gehört, — ich denke, es

gibt keinen, — der einen Schoßhund mit sich herum getragen hätte, oder eine Katze, und so ein Tier sogar geküßt, es gibt aber solche Frauen. Da hast du die beiden Extreme der Kreaturliebe: die der Mutter, die ihr Kind liebt mit der Hingabe ihres ganzen Seins, und die Liebe der Frau zu einem Hund oder einer Katze. Und gewöhnlich ist's ein ganz unliebenswürdiger, miserabler Hund oder Katze, die aber so geworden sind durch solche verrückte Menschenliebe. Das unvernünftige Tier, zu dessen Herrn der Mensch ursprünglich bestimmt war, kann nämlich durch den Umgang mit dem Menschen veredelt, aber auch verschlechtert, verdorben werden. Und das Umgekehrte ist auch möglich, das Tier kann den Menschen so oder so beeinflussen, wenn nämlich das besagte Tier mehr Willenskraft und mehr Verstand hat in seiner Sphäre als der Mensch. Und wenn der Mensch die Katzen- und Hundeinteressen allen anderen höheren Interessen voransetzt, ja diese sogar, wie Salome es tat, mißachtet, dann muß etwas kommen, wenn's anders werden soll, das diesen Katzeninteressen entgegenläuft. So kam denn in diesen ihren engen Kreis herein, in diese Katzenwelt der Schwester, der Bruder mit seinem Affen. Die Interessen des Affen aber waren die des Mannes. Und so entstand denn zuerst eine lange, beständige Reiberei zwischen den beiden. Wenn die Schwester bis jetzt nicht gewußt hatte, was und wie andere Menschen von ihren Katzen dachten, dann erfuhr sie es jetzt zur Genüge, und wenn der Bruder blind war gegen die Fehler seines Affen, dann verstand es die Schwester, sie ins rechte Licht zu stellen. So was wird

aber der Mensch auch müde mit der Zeit, und so endete diese Reiberei endlich in einer Art Waffenstillstand, der sich auch auf die Tiere erstreckte. Und als eines Tages der Affe einem großen Hunde, der eben im Begriff war, einer der Katzen den Garaus zu machen, auf den Rücken sprang und ihn derartig zerzauste und zerbiß, daß er heulend die Flucht ergriff, da wandte sich das Blatt, denn Salome hatte es gesehen, sie kam aber zu spät zur Rettung, die ja auch nicht nötig war. Von dem Augenblick an war der Affe auch ihr Affe, und demzufolge wurde auch das Verhältnis zum Bruder angenehmer. Sie lernten sich ineinander schicken und eines mit des anderen Fehlern Geduld zu haben. Das aber ist der beste Weg, die eigenen kennen zu lernen und abzulegen. Ein paar Jahre hernach starb der Bruder nach monatelanger Krankheit, durch die ihn seine Schwester pflegte, so gut sie's verstand. Und Togo, dem die nordischen Winter sehr zugesetzt, überlebte seinen Herrn nur um wenige Monate. Die Schwester hat ihm selbst sein Grab gegraben hinten im Garten."

„Siehscht," schloß Häftlimacher, „mer brucht mängs in der Welt nit, und hät's doch."

Damit stand er auf, schüttelte seine blaue Schürze aus von den Lederschnitzeln und nahm von einem Haufen alter Schuhe einen auf, der gesohlt werden mußte.

„Ja," sagte ich, „du brauchst doch aber den Hund Türk und die Katze auch nicht, und an dir haben sie auch keine derartige Mission zu erfüllen gehabt."

„Nei, gottlob nit," antwortete er, „aber me cha au von eme Hund und von ere Chatz mängs lerne. Sie händ ihri Tugede, und sie händ ihri Fehler, grad wie

d' Mensche au, bloß sind sie nit derfür verantwortlich, wie mir. Das Wort: „Doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von der Herren Tische fallen", hät mer scho mängs z'denke 'gä, denn der Herr selber hät's gelte lo. Die Tierwelt ischt voll Elend, die unvernünftig Kreatur hät viel meh Leid als Freud. Es heißt nit umsunst vom „Seufzen der Kreatur", und das Elend in der Tierwelt ischt nit ihri Schuld, 's ist aber üseri (unsere) als Mensche, wege der Sünd. Deshalb glaub ich au, daß mir, als Chrischte, Verpflichtunge händ gege die Tierli, was ja au i dem Wort lit: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes", das meint aber au Hund und Chatze."

„Du hast recht," sagte ich, und im Weggehen streichelte ich den Türk, der sich's sonderbarerweise von mir zum erstenmal, und hinfüro, gefallen ließ, denn er tat sein Bestes, mit seinem Stumpfschwanze zu wedeln, während er mit seinem einzigen Auge an mir vorbei auf den alten Mann schaute, mit einem Blick, so voller Hingabe und Dankbarkeit, daß man hätte meinen können, er hätte, wenn auch nicht jedes Wort, so doch den Sinn der Geschichte verstanden. Wer weiß? Vielleicht war's so.

IV. Der Mensch, ein entthronter König.

„Es stammt der Mensch vom Affen ab",
Hört' ich mal einen sagen;
Drauf hab ich mir ihn angeschaut
Mit inn'rem Unbehagen.
Es wurzelte in dem Gefühl:
Der schimpft sich selber nicht so viel,
Als seinen Urgroßvater.

Denn, wie ich ihn so angeschaut,
Konnt' ich mir's nicht verhehlen:
Zur Linie, deren er sich rühmt,
Ist auch ein Aff' zu zählen.
Jedoch, am Anfang war der nicht,
Es zeigte deutlich das Gesicht,
Daß er am andern Ende.

Wer einen Affen haben muß,
Sein Wesen zu erklären,
Dem lasse ruhig den Genuß,
Du kannst's ihm doch nicht wehren.
Dem seine Evolution
Geschah, — es sieht's ein Blinder schon,
Nach unten, statt nach oben.

Der Mensch ist zwar dem Tier verwandt,
Weil beide von der Erden.
Doch Königswürde gab Gott dir,
Du solltest Herrscher werden.
Er schuf dich seinem Bilde gleich,
Die Erde gab er dir zum Reich, —
Doch ach, du hast's verloren!

Der Mensch, ein entthronter König.

Das Wort, das der Häftlimacher angeführt aus dem Römerbrief, vom „Seufzen der Kreatur", ging mir tagelang im Kopfe herum. Und die Frage bewegte mich: Inwieweit ist denn die Tierwelt von dem Menschenschicksal und der Menschenbestimmung beeinflußt? Und als ich wieder zu dem alten Manne kam, stellte ich die Frage an ihn.

„So," sagte er, in seinen Dialekt zurück fallend, „häscht au do dra denkt? 's ischt e wichtige und nit e liechte Frog, aber Gottes Wort gibt Antwort druf. Und 's ischt öpis (etwas), über das Gottes Chinder au nochdenke söllit."

Und dann fing er an zu reden, während er mit einem Glasscherben eine neue Sohle schabte und glättete. Nur ein- oder zweimal warf ich ein Wort zwischen hinein.

Er langte die Bibel herunter von einem kleinen Bücherbrett hinter ihm an der Wand, auf dem außer ihr noch Zellers biblisches Wörterbuch in zwei Bänden, Nasts Kommentar über Matthäus, Markus und Lukas, eine Kirchenordnung und ein Konferenzkalender Platz hatte. Er hatte einen wohlgefüllten Bücherschrank im Hause, und mehr als einmal in jenen Jahren, wenn wir in einem oder dem anderen Punkt nicht übereinstimmten, legte er im Eifer der Debatte sein Handwerkszeug hin und sagte: „Komm, ich kann dir's zeigen, so

hat schon der Jakob Böhme gesagt", oder sonst einer, den er im Schrank hatte, und dann las er es mir vor.

„Hier," sagte er, mir die Bibel hinreichend, „schlag mal auf und lies 1 Mose 1, 25—28." Ich las:

„Und Gott machte Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war."

„Und Gott sprach: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht."

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib."

„Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und macht sie euch untertan, und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriecht."

„Jetzt," fuhr er fort, „lies im zweiten Kapitel Verse 19 und 20." Ich las:

„Denn als Gott gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen."

„Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen."

„So," sagte er, „das ist jetzt der Urbericht, die Grundlage, auf der wir stehen. 's ist Grund, ewigfester Felsgrund, nicht so eine Art Urschlamm, wie die Materialisten glauben. Der sogenannte Urschlamm hat überhaupt aufgehört zu existieren am dritten Schöpfungstag, als Gott die Meere und das trockene Land schuf. Wenn's irgendwo noch Urschlamm gäb', dann wär's höchstens im Gehirn vo dene Herre Materialiste und Freidenker. So ein Freidenker ist en Mensch, der frei ist vom Denken, der also numme (nicht mehr) denkt. Und weil sie numme denket, danket sie au nit. Schau, der Apostel Paulus hät die Sorte au scho kennt, lies no was er schriebt im Römerbrief, Kapitel 1, 21: „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sind sie in ihrem Dichten eitel geworden und ihr unverständiges Herz ist verfinstert."

Wenn der Häftlimacher an die Materialisten kam und an alle, die die Bibel angreifen, dann, und nur dann, konnte er aufgeregt werden, und dann trat allemal sein Dialekt wieder hervor. Mit dem Johannisli und seiner Mutter redete er immer im Dialekt. Auch hörte ich ihn einmal in einer Stunde höchster seelischer Erregung, da er sich allein glaubte, laut beten, und auch da redete er mit Gott in den Lauten, in denen vor über siebzig Jahren seine Kindeslippen und sein Kindesherz geredet im ersten Gebetlein.

„Schau," fuhr er fort, und er legte im Eifer und in der Begeisterung, die aus seinen Augen leuchtete, das Stück dickes Sohlleder, das er eben für einen Nummer zwölf Mannesstiefel ausgeschnitten und im Begriff

war, zu klopfen, beiseite, „der erste Mensch war ein König! Und einer von Gottes Gnaden! Und er hat ein Reich gehabt, ein mächtiges Reich! Die ganze große schöne Erde, wie sie war, ehe der Fluch drüber kam. Die Erde, mit allem, was darin, die Kreatur, die noch nicht geknechtet, noch frei war, lauter Form gewordene Gottesgedanken, unaussprechlich schön, König auch über die Natur, mit all ihren Gewalten und Kräften. Und er war daheim in seinem großen Reich, er hat sich drin bewegen können als Herr; ich glaube, er hat können auf dem Wasser gehen, wie der Herr Jesus getan; und ich denke mir, er hat auch die Macht gehabt über das Gesetz der Schwerkraft, er hat können in den Lüften wandeln. Denn er wußte ja, er sei geschaffen, um die ganze Natur sich untertänig zu machen, er sollte herrschen über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel. Und die Morgensonne hat ihn als König begrüßt, und der Abendwind hat ihm als Herrscher zugeflüstert, und die Blumen haben für ihn geblüht, und die Tierwelt, in der der Tod noch nicht war, hat ihm gerne gedient, und die Vögel haben ihm ihre Lieder gesungen, und Gott kam zu ihm und zeigte ihm alles! O, wie gut hat's Gott mit dem Menschen gemeint! Ja, er war ein König." — — —

Dann schien auf einmal eine Veränderung über den Alten zu kommen. Er sank in sich zusammen, wie er da auf seiner niederen Schusterbank saß. Er stützte den Kopf in die schwieligen Hände und bedeckte damit sein Gesicht. Lautlose Stille herrschte in der kleinen Bude. Da kam nach ein paar Minuten Johannisli herein von draußen und stellte sich stille an die Tür, von wo er den

alten Mann mit großen, ängstlichen Augen anschaute. Dann lief das Büblein zu ihm hin, zog ihm die Hände vom Gesicht und sagte:

„Großvatter, worum brielischt?“ (weinst du), denn des Alten Augen waren naß.

„Buebli,“ antwortete er, „ich ha drüber nochdenkt, wie's hät chönne si, und wie's ischt.“

„Großvatter,“ fuhr Johannisli fort, „'s würd wieder besser. Weischt no, wie 'n ich min Finger verchlemmt ha, und es hät so weh tue, und denn häscht du öpis druf tue und häscht's verbunde, und häscht gseit: 's würd wieder besser, und lueg, 's ischt wieder recht.“

Er hielt ihm sein kleines Fingerchen vor die Augen.

„Jo, Johannisli,“ sagte der Großvater, „es würd wieder recht. Gottlob, es würd wieder recht!“ Dann nahm er den Kleinen auf den Schoß.

„Weißt du,“ fuhr er zu mir gewandt fort, „ich denke manchmal, es muß in jener furchtbaren Stunde, da der Mensch gesündigt hatte, gewesen sein in der Natur, wie in jener anderen Stunde, viertausend Jahre später, von der es heißt im Wort: „Und die Sonne verlor ihren Schein, und es ward eine Finsternis über das ganze Land, und die Erde erbebte.“ Ich meine, da, als die Sünde und der Tod kam, muß es wie ein Wehschrei durch die ganze Natur gegangen sein, da hat das Seufzen der Kreatur angefangen, und es hat noch nicht aufgehört, denn da hat das große herrliche Reich seinen König verloren, und da ist die Schöpfung krank geworden und voll Elend und Jammer.“

„Aber du häscht recht, Johannisli,“ — er streichelte

liebevoll des Büebleins blonden Lockenkopf, „es wird wieder recht!“

Er stellte den Kleinen auf den Boden, nahm das Bügeleisen auf die Knie und begann das Stück Sohlleder zu klopfen. Nach einigen Augenblicken hielt er inne und sagte: „Sollte man denken, daß ein vernünftiger Mensch, wenn er auch nur das allererste Kapitel in der Bibel gelesen, dahin kommen könnte, an die Affentheorie der Materialisten zu glauben? Und daß ein Mensch, — ein Mensch, sage ich, diesen herrlichen Schöpfungsbericht, diese göttliche Urkunde unserer hohen Abstammung verwerfen und leugnen könnte, oder wollte, und dafür solch ein erbärmliches Unding und Lügengewebe von unserer Abstammung vom Affen annehmen, das der Teufel selber in einem durch die Sünde versumpften Menschengehirn ausgebrütet? Sollte man's für möglich halten?“

„Nein,“ sagte ich, „aber die offenen Bibelleugner sind noch nicht so gefährlich, als die, die der Bibel helfen wollen.“

„Der Bibel helfen!“ rief er, und dann klopfte er mit solcher Wucht auf das Leder, daß man hätte meinen können, er hätte einen von den besagten Menschen unter dem Hammer und klopfe ihm den Unglauben aus. Mir fiel unwillkürlich jener andere Schweizer ein, der die betreffende Psalmstelle von den Feinden, die den Gerechten allenthalben umgeben, so anführte: „Im Namen des Herrn will ich sie verhauen!“

„Der Bibel helfen!“ sagte er noch einmal, den Hammer sinken lassend und Atem schöpfend. „Das ist noch viel frevelhafter und verrückter, als wenn ein

Mensch sagte, er müßte Gott helfen in der Schöpfung. Ich hab' mal einen armen Menschen besucht im Irrenhause, den ich früher gekannt hatte. Der, sonst harmlos, hielt den anderen Irrsinnigen lange Reden über die Erschaffung des Menschen, wie er nämlich erschaffen hätte werden sollen. Das wäre ein Mensch geworden!" Er lachte still in sich hinein. „Ich mußte nämlich eine Zeitlang zuhören," fuhr er fort, „um ihn nicht aufzuregen, denn der Doktor wollte beobachten, wie die Begegnung mit einem Bekannten aus der früheren Zeit auf das kranke Gemüt wirken würde. Er schien sich meiner auch zu erinnern, das war aber alles. Sein Denken war so total erfüllt von seinen Schöpfungsideen, daß sonst nichts mehr Platz hatte. Auf einen Wink des Arztes hin frug ich ihn, ob er mich noch kenne. „Du bist der Häftlimacher," sagte er, nachdem er mich eine Weile angeschaut, „und grad so verkehrt geschaffen, wie alle anderen."

„Nach seiner Idee sollte der Mensch zwei Gesichter haben, eins vorne und eins hinten, damit man auch sehen könne, was hinter unserem Rücken vorgehe, während man nach vorne mit jemand spreche. Ein rechtes Haus hätte ja auch Fenster nach hinten. Und es werde ja überhaupt von uns und über uns viel mehr hinter dem Rücken geredet, als ins Gesicht. Auch die Ohren sollten anders eingerichtet sein, nämlich beweglich, so daß man sie einfach zumachen könnte, wenn man etwas nicht hören wollte. Das wäre z. B. ganz nett in der Kirche; wenn etwas gesagt würde, was einem nicht paßt, würde man einfach zumachen. Auch die Nase sollte man abschließen können, sofern es sich um das

Riechen handelt, es würde einem das viel ersparen. Von den anderen Veränderungen will ich weiter nichts sagen, z. B. wie viel Arme und Beine ein Mensch eigentlich haben sollte, und daß auch irgendwo ein paar Flügel angebracht sein sollten, u. s. w."

„Schau," fuhr der Häftlimacher fort, „man hat den Menschen ins Irrenhaus gebracht, weil er den anderen Mitmenschen lästig wurde, und auch gefährlich, denn man weiß nie, wo so was enden könnte. Wenn aber einer an der Bibel herumdoktern will, das ist noch viel gefährlicher. Das ist, als wenn einer mir die Luft, die ich atmen muß, verpestet, und das Wasser, das ich haben muß für meinen Seelendurst, vergiftet und mir das Brot stehlen will. Das ist, als wenn einer mir das Sonnenlicht nehmen würde, wenn er's könnte, und mir dafür ein altes, stinkendes Talglicht hinsetzte. Ja, als wenn einer mir meinen einzigen, besten, treuesten Freund verleumdet und verlästert. Solche Menschen, und wären sie selbst Professoren und Prediger und Gelehrte, sollten auch ins Irrenhaus gebracht werden. In so eine Art Hospital für verdrehte Köpfe, vielleicht könnten einige von ihnen noch zurecht gedoktert werden, und wenn man dazu auch etwas drastische Mittel anwenden müßte. Ein alter, kluger Arzt gab einmal einer besorgten Mutter, die eine sehr hysterische erwachsene Tochter hatte, den Rat, wenn der nächste Anfall komme, ihr eins hin zu hauen. Ob der Rat befolgt wurde, weiß ich nicht. Wenn immer aber ein Mensch an der Bibel herumdoktern will, und besonders, wenn es noch sogar von der Kanzel geschieht, dann sollte man

so einen übers Knie nehmen und hinten drauf klopfen, daß man's vorne hört."

„Ja," sagte ich, „ich bezweifle aber doch, ob das Mittel gegen diese Krankheit helfen würde."

„Meinst nicht?" frug er. „Sieh, bei jedem Uebel, Leibes oder der Seele, muß man sehen, was ihm zu Grunde liegt. Es gibt mehr als nur eine Legion von Teufeln, und sie ziehen sich gern dahin, wo Gadarener ihre Säue hüten. Die Säue der Genußsucht, des Stolzes und des Hochmuts. So ein moderner Gadarener will keinen Heiland, er will auch nicht, daß Teufel ausgetrieben werden, das heißt, daß Menschen bekehrt werden, er hält das nicht für nötig. Die Teufel möchten ja in seine Säue fahren, wie damals. Ja, 's gibt viele Teufel, und manche Art fähret nicht aus, denn durch viel Beten und Fasten. Andere sind nicht so schwer auszutreiben. Z. B. der Hochmutsteufel, und der ist's, der diesen Bibelkritikern und Seelenquacksalvern in der Haut steckt. Den kann man nicht heraus *beten*, wohl aber manchmal heraus *klopfen*. Und jede Art Teufel, ob er mit Hörnern und einer Mistgabel seine Erscheinung macht, so wie ihn die Alten abzubilden pflegten, oder ob er in einem langen schwarzen Rock und weißer Halsbinde daher schwänzelt, ist an einem ganz untrüglichen Merkmal zu erkennen, denn das kann er nicht verbergen, er müßte sonst kein Teufel sein. Es ist immer an dem, was er sagt. O, die Schrift hat ihn so deutlich charakterisiert in seinem allerersten Satz, den er zu einem Menschen geredet. Er hat gesagt: „Ja, sollte Gott gesagt haben?" In dem Ton hat er seit

Jahrtausenden gesungen. Und wenn du diese traurige Brühe der negativen Kritik, wie sie heutzutage da und dort von mancher Kanzel, von manchem Lehrstuhl und in manchen Flugschriften und Lehrbüchern der kranken Menschheit eingelöffelt wird, zusammenkochst, dann bleibt zuletzt nur ein übelriechender, angebrannter, schwarzer Bodensatz übrig und der Satz heißt: „Ja, sollte Gott gesagt haben?"

„Schau," fuhr er fort, „da drüben in der Nachbargemeinde hatten sie vor einigen Jahren so einen Gelbschnabel, der, wenn er fliegen wollte, allemal aus dem Nest purzelte. Der hat von der Kanzel herab, weil er zu dumm und zu eingebildet war, um die großen Gottesgedanken auch nur von ferne zu ahnen, auch angefangen zu zirpen: „Ja, sollte Gott gesagt haben?" Denn in sein Nadelöhrgehirn hinein hatte sich das Kamel der sog. „Modernen Theologie" gezwängt und blieb drin stecken. Und wenn er losgelassen hat auf der Kanzel, dann erinnerte er mich an einen Maulesel, der einmal in den Garten des Schulmeisters hinein sich verlor, und, wie es die Esel machen, wenn es sie juckt, sich da in den Blumen- und Gemüsebeeten rollte. So ist jener Mensch im Garten der Bibel herum gerollt. „Ach," sagte eine gute Schwester, „wir müssen für ihn beten."

„Tu du das nur," antwortete ihr Mann, der einer der Vorsteher war, „ich tu das andere, was ihm helfen könnte, denn 's ist noch nicht chronisch geworden bei ihm." Und am nächsten Sonntagmorgen nach der Predigt nahm er ihn beiseits und hielt ihm eine Privatpredigt unter vier Augen über den Text: „Wie seid ihr

so verkehret! Gleich als wenn des Töpfers Ton gedächte, und ein Werk spräche von seinem Meister: Er hat mich nicht gemacht; und ein Gemächte spräche von seinem Töpfer: Er kennet mich nicht." Jes. 29, 16. — Eine Predigt, die etwas wenigstens gewirkt haben muß, wenn's nämlich wahr ist, was der Kirchendiener behauptete, dessen Schuhe ich am Montag flickte. Der erzählte mir, es sei etwas nicht recht mit ihrem Prediger, denn er hätte den Abend zuvor nicht gepredigt, auch nicht gesagt, warum nicht, und als einige der Vorsteher nachher, um auszufinden, was los sei, an die Tür seines Studierzimmers gekommen seien, hätte er ihnen nicht aufgemacht. Und grad hätten sie wieder klopfen wollen, da hätten sie einen tiefen Seufzer gehört durchs Schlüsselloch und die Worte: „O, ich Esel!" Wenn nun ein Mensch sich selber „Esel" nennt in tiefer Erkenntnis seiner eigenen Torheit, im Gefühl seines Nichts-seins, dann ist das ein sehr versprechendes Symptom, daß die Krisis vorüber und er von seiner Langohrigkeit genese; es kann aber auch ein Ausdruck des Selbstbedauerns sein, darüber, daß er so töricht war, sich mit so dummen Leuten abzuquälen. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen Selbstanklage und Selbstbedauern. Im letzteren Falle ist an so einem Hopfen und Malz verloren. So muß es bei dem Prediger gewesen sein, denn er reichte in derselben Woche seine Resignation ein und hielt am nächsten Sonntag seine Abschiedspredigt über den Text: „Wer einen Narren lehret, flicket Scherben zusammen." Unter den Scherben meinte er natürlich die Gemeindeglieder, und das Wort steht überhaupt nicht in der Bibel, sondern nur in den Apokryphen.

Der kannte aber seine Bibel nicht gut genug, um das zu wissen."

„Das war auch ein entthronter König," sagte ich im Aufstehen, denn ich mußte ins Land hinaus fahren.

„Nein," schloß der Häftlimacher, „das war ein Druckfehler auf der Kanzel. Ueber das Verhältnis des Menschen zur Tierwelt reden wir ein ander Mal. Heute hatten wir nur die Einleitung. Es geht mir eben manchmal beinahe wie dem Pfarrer von Laufen, der über die Sintflut predigte. Zwei Stunden lang redete er über die innere Einrichtung der Arche, und der letzte Satz der Predigt lautete: Und denn hät's a'g'fange regne." — „Komm bald wieder."

V. Das Seufzen der Kreatur.

Ich stand auf Bergeshöhe
Im letzten Abendrot;
Ich wollt' dem Gram entfliehen,
Des Lebens Angst und Not.

Doch wie ein leises Stöhnen
Drang's dumpf zu mir herauf,
Wie ein gequälter Atem
Nach todesmüdem Lauf.

Die Sonne war gesunken
Im roten Nebelflor;
Es klang aus stiller Höhe
Ein Klagen an mein Ohr.

Ich schaute in die Tiefe
Und horchte himmelwärts,
Und 's war, als säng' zum Schlummer
Ein traurig Mutterherz. —

So geht die Erde schlafen,
So seufzt die Kreatur,
So klingt ein wehes Sehnen
Im Atem der Natur!

So ängstet sich die Schöpfung
Im Dienst der Eitelkeit
Und harret der Erlösung
Zu jener Herrlichkeit!

Das Seufzen der Kreatur.

„Jetzt schau einmal den Schuh an," sagte der Häftlimacher zu mir, als ich, vom Lande kommend, wo ich einige Kranke besucht hatte, noch bei ihm einkehrte.

Er hatte einen Damenschuh in der Hand, lang, schmal zugespitzt, wie eine Gelbrübe, mit einem an der Innenseite, also der der großen Zehe, schiefgetretenen Absatz von etwa zweiundeinhalb Zoll Höhe. Und zwar so sehr schief, daß die, die den Schuh getragen, gar nicht mehr drauf stehen konnte, sie mußte auf dem Oberleder gegangen sein, so wie der Schuh aussah. Der Häftlimacher sollte ihn wieder zurecht machen. Ein schweres, fast unmögliches Stück Arbeit.

„Hast du den anderen auch?" frug ich.

Er suchte mit den Augen auf dem Boden herum und langte ihn dann herauf. Er war gerade so schief, so daß die beiden Schuhe nur stehen konnten, wenn sie, wie zwei Betrunkene, sich aneinander anlehnten.

„Da kann man sich allerhand denken dabei," sagte ich.

„Ja," meinte er, „das Sprichwort sagt: Kleider machen Leute, und die Welt beurteilt den Mann nach dem Rock, den er trägt, seine Schuhe aber geben viel mehr Aufschluß über ihn, wenn er oder sie sie eine Zeitlang getragen. Denn sie zeigen seine besondere Gangart an, und die Art seines Auftretens. Der eine läuft

seine Absätze nach links ab, der andere nach rechts, der dritte nach links und rechts, der vierte nach hinten, der fünfte gar nicht. Ein Mensch schleift seine Schuhe ab, ein anderer stößt sie ab. Beim einen ruht das Schwergewicht des Körpers beim Gehen auf den Absätzen, beim anderen auf den Ballen der Füße, beim dritten auf den Zehen. Der eine geht ganz aufrecht, der andere vornüber gebeugt, je nachdem er ist. Alles dies aber und einiges andere zeigen die Schuhe an. Es gibt verständige Schuhe und unverständige, gerade, wie es auch Menschen gibt, und „gleich und gleich gesellt sich gern," sagte die Frau und warf ihrem klatschsüchtigen Manne die Kaffeekanne an den Kopf. Was für einen Schluß würdest du nun ziehen aus diesen Schuhen auf ihre Eigentümerin?"

„Ei, daß sie jenes Wort aus der Bergpredigt entweder noch nie gelesen, oder nicht geglaubt, wo es heißt: „Welcher ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?", denn ich denke mir, sie hat größer sein wollen, als sie von Natur ist, und darum sorgen sich ja heutzutage gar manche, Männer und Frauen."

„Hast recht," sagte er, „aber in diesem Falle muß das Sorgen zur wahren Qual geworden sein, und in den Schuhen muß der Lebensweg noch viel schwerer geworden sein, als er schon ist für einen eitlen Menschen. Nun, das Sprichwort sagt ja schon: „Hoffart muß Not leiden." Ach, wie ist doch der Mensch so töricht! Und macht sich selber solch unnütze Qual. Und nur der Mensch, einst nach Gottes Ebenbild geschaffen, ist so. Der Hund und die Katz dort nicht." „Und doch," setzte

er nach einer Weile hinzu, „haben die auch ihre Sorgen."

„Der Hund, der Türk dort, Sorgen?" frug ich, „der hat doch keine Sorgen." „Er hätte sie," sagte der alte Mann, „wenn er für sich selber sorgen müßte. Die Welt ist für das Tier, jedes Tier, eine feindliche, und diejenigen, mit denen der Mensch am meisten zu tun hat, die er sich dienstbar gemacht, leiden am meisten. Der Mensch, ehe er um der Sünde willen als Herr der Erde seinen Thron verlor, war der Freund der Tierwelt. Dann, als er die Herrschaft verlor, weil die Sünde über ihn Herr wurde, ist er ein Tyrann geworden, ein Mörder auch in dieser Beziehung. Und die Tierwelt weiß das, und sie selbst ist anders geworden. Der Löwe und das Lamm weiden nicht mehr nebeneinander. Der Frieden in der Kreaturschöpfung ist verloren, statt dessen herrscht Furcht und Angst. Mit einem Wort: Der Tod herrscht! Warum? Weil seit dem Fluch der Sünde alles wieder Erde werden muß, was von der Erde gekommen ist. So ist die Kreatur unterworfen der Vergänglichkeit, zwar ohne ihren Willen, aber um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. Lies einmal jene Verse aus Römer 8, von Vers 19 an."

Ich las:

„Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.

„Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung.

„Denn auch die Kreatur frei werden wird von

dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

„Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar.

„Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft, und warten auf unseres Leibes Erlösung."

„Schau," sagte er, „da hab' ich mir vor einigen Jahren ein Buch gekauft, Weizsäckers Uebersetzung des Neuen Testaments, das hat mir schon manches Licht gebracht. Denn ich hab' nicht die Gelegenheit gehabt in meiner Jugend, wie ihr Prediger sie jetzt habt, Griechisch und Lateinisch und Hebräisch zu lernen. Ich hab' zwar, gottlob, eine gute Volksschulbildung bekommen in der Schweiz, denn die Schulen sind dort auch auf den Dörfern und in den kleineren Städten gut, aber als es an das Gebiet der alten Sprachen kam, hat's geheißen: Bis hierher, und nicht weiter! Denn dann kam ich mit meinen Eltern in dies Land. Da bin ich dann auch noch ein paar Jahre in die Schule gegangen, aber nur um Englisch zu lernen. Und das ist für einen Schweizer beinahe schwerer als Griechisch, denn ich hab' das Griechische, um der Bibel willen, später auf eigene Faust probiert. Der Same ist aber nicht recht gewachsen," setzte er schalkhaft hinzu, „die Sorgen des Lebens haben ihn erstickt und er brachte mir keine Frucht. Da hab' ich dann in meiner Sprachhungersnot nach Aegypten geschickt und mir dorther einen Sack voll gekauft von dem Sprachweizen, den der Weizsäcker aufgespeichert hat. Somit, wenn einer von euch jungen Predigern in seiner

Predigt vom „Grundtext“ redet, dann kann ich das verstehen und mit euch sympathisieren. Und wenn's aus Weizsäckers Kornhaus geholt ist, kommt's mir bekannt vor.“

Er lächelte, und ich auch. Denn ich hab' auch schon den einen und den anderen mit gelehrter Miene vom „Grundtext“ reden hören auf der Kanzel und sonst, und ein Unbefangener hätte glauben können, der sei gelahrter als der gute alte Doktor Luther, und es sei jammerschade, daß der letztere auf der Wartburg nicht ein paar von den gelehrten Grundtext-Experten bei sich gehabt hätte, um ihm über einige der schwierigen Konstruktionen Licht zu geben. Aber, wer weiß, der alte Doktor hätte am Ende gedacht, der Versucher hätte sich in einen von ihnen verkleidet, und hätte sein Tintenfaß nach ihm geworfen.

„Also,“ fuhr der Häftlimacher fort, „dort in Weizsäcker steht statt „Eitelkeit“ das Wort „Vergänglichkeit“, und statt „von dem Dienst des vergänglichen Wesens“ steht „von dem Dienst der Verwesung“, und höre, wie der Schluß der Verse, die du gelesen, so ergreifend lautet: „Wissen wir ja, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und mit in Wehen liegt bis jetzt. Und nicht nur das, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlingsgabe des Geistes haben, seufzen bei uns selbst in Erwartung unserer Sohnesrechte, der Erlösung unseres Leibes.“

„Sieh,“ sagte er, „da sind wir ja wieder an der Frage, die du mir neulich gestellt, wenn ich mich recht erinnere, welchen Einfluß das Menschenschicksal und die Menschenbestimmung auf die Kreatur habe.“

„Ja," sagte ich, „und ich habe mich da besonders auf die Tierwelt bezogen."

„Jetzt schau," erwiderte er, „wenn du an die Stellen im ersten und im zweiten Kapitel des ersten Buches Mosis denkst, die wir das letzte Mal gelesen, dann ist das erste, was wir da finden in Bezug auf die Tierwelt, daß sie mit dem Menschen verwandt ist. Ich meine dem Körper nach. Die Landtiere machte Gott auch am sechsten Tag, aber ehe er die Menschen machte, und er machte sie aus demselben Stoff, nämlich aus Erde. Und so ist der Mensch mit dem Tier verwandt."

Der Johannisli hatte uns reden hören und kam nun herein. Er stellte sich vor den Großvater hin und schaute ihn unverwandt an. Der vollendete den Satz und sagte:

„Büebli, was willscht?"

„Großvater," sprach der Kleine in seiner langsamen, bedächtigen Weise, „bin ich mit dem Türk verwandt?"

Er hatte, wie ich schon früher bemerkt, so eine Art, persönliche Anwendungen zu machen in Bezug auf das, was Erwachsene ihm sagten. Wenn das doch bei uns Großen auch so wäre!

Der alte Mann schaute das vor ihm stehende Kind so an, und wie jedesmal, war's auch jetzt wieder so ergreifend, zu sehen, welch eine Fülle von Liebe aus den alten Augen leuchtete, wenn sie auf dem Kleinen ruhten. Und als der Türk seinen Namen hörte, wie ihn der Johannisli aussprach, erhob er sich schwerfällig aus seiner Ecke und stellte sich neben das Büblein, welches

die Frage nach Kinderart wiederholte, wenn sie nicht gleich eine Antwort bekommen:

„Großvatter, säg, bin ich mit dem Türk verwandt?"

Der Alte legte dem Büblein seine schwielige Hand leicht auf den blonden Lockenkopf und sagte:

„Jo, Johannisli, aber no für e Zitlang. Du häscht aber noch en anderi Verwandtschaft, e vil höheri, die währt ewig. Jetzt gang no und spiel wieder."

Er ging. Vorher aber beugte er sich zu dem alten Hund nieder, tat seinen Arm um seinen dicken Hals und sagte:

„Ich will lieber mit dir verwandt si, als mit der alte Chatz; die frißt Vögel." Dann ging er.

„Großvater," sagte ich nach dieser kleinen Unterbrechung, denn dem Alter nach konnt' er's wohl sein, und fast jedermann hieß ihn so, — „ich hab' da auch noch eine Frage. Nämlich wie lang dieser sechste Schöpfungstag gewesen sein muß, wenn all das, was uns berichtet ist, an dem einen Tag geschah."

„Es ist alles an dem einen Tag geschehen," sagte er, „was dort steht, und es ist unendlich viel, ich weiß wohl. Aber geh' jetzt und tu dein Pferd in den Stall, und dann komm wieder, 's ist doch bald Abend, und dann bleib' zum Abendessen."

Ich versprach das, denn ich war allein zur Zeit, und nahm den Johannisli mit für die kurze Fahrt nach Hause, wie ich oft tat. Dann kam ich wieder, nachdem ich das Pferd besorgt und auch meine Hühner gefüttert. Nach dem Abendessen setzten wir uns draußen hin. Der Abend war wunderschön, so lau und mild, und der

Mond lugte so über die Bäume herein. Der Johannisli saß auf des Alten Schoß.

„Also, du meinst, es müsse dieser sechste Schöpfungstag ein gar langer Tag gewesen sein, wenn alles das im Lauf der Stunden geschah, was in dem Bericht steht,“ hob er an, auf unsere Unterhaltung zurück kommend.

„Ja,“ sagte ich, „denn sieh, was alles da an dem Tag geschehen ist. Am fünften Tag schuf Gott alles, was im Wasser lebt und webt, alle Fische, und auch alle Vögel, und segnete sie, daß sie fruchtbar sein sollten und sich mehren. Da ward aus Abend und Morgen der fünfte Tag. Dann brach der sechste an. An dem Tage sprach Gott: Die Erde bringe hervor lebendige Tiere, ein jegliches nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschah also. Und im nächsten Vers ist das wiederholt, was da gesagt ist, mit dem Unterschied, daß es heißt: Und Gott machte die Tiere auf Erden. Dann, an demselben Tag, schuf er die Menschen. Denn ehe der siebente Tag anbrach, war alles vollendet. Nun wurden aber Adam und Eva nicht miteinander, das heißt, zur gleichen Zeit erschaffen. Adam war erst allein. Allein im Paradies. Und ehe noch die Eva erschaffen wurde, brachte Gott allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete, denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch, Adam, tat so und gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen. Aber, heißt es, für den Men-

schen, also für Adam, ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. Da, immer noch an dem sechsten Tage, ließ Gott einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und dann baute Gott die Eva aus der Rippe, die er dem Adam entnommen, und dann brachte er sie zu ihm. Und Adam sprach: „Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.“ Er sah, sie gehörte ihm, war für ihn geschaffen, ihm geschenkt. All das aber geschah am sechsten Tag. Ist es nicht so?“

„Jawohl,“ sagte der Häftlimacher, „da stimme ich vollkommen mit dir überein. Ob das nun ein Tag von bloß vierundzwanzig Stunden war, oder nicht, weiß ich nicht. Das hat meinen festen Glauben an das ewige Wort und an ihn, der es geredet, noch niemals auch nur für den tausendsten Teil einer Sekunde gestört. Wenn ich all das, was ich von dem Tun Gottes mit meinem winzigen Erdenverstande nicht fassen kann, mir den Glauben an den Vater im Himmel stören lassen will, dann besser höre ich auf zu glauben, ja, dann hab' ich schon aufgehört zu glauben. Ich weiß wohl, daß manche statt sechs Tage sechs Millionen oder mehr Jahre annehmen für das Schöpfungswerk, auf ein paar Millionen mehr oder weniger kommt's da nicht an, wenn man die Bibel statt mit einfach gesunden Glaubensaugen durch eine sogenannte wissenschaftliche Brille liest. Allen Respekt vor den Männern der Wissenschaft, ich meine, der eigentlichen Wissenschaft, die nicht nur so an der Erdoberfläche herum gekratzt, sondern tief genug eingedrungen in das Wesen der sichtbaren Dinge, um den Gott der Bibel zu finden, wie ihn jeder aufrichtige

Sucher findet, ich sage, allen Respekt vor ihnen, sie sind mir liebe Brüder. Der Vater dort droben," — er schaute hinauf nach dem stillen, klaren Nachthimmel, — „hat viele Kinder, und jedes von ihnen hat von ihm seinen besonderen Lebensberuf und Lebensweg angewiesen bekommen. Ich sitze da auf meiner Schusterbank und flicke die Schuhe der Nachbarschaft. Und wenn ich's recht tue und nicht Pappdeckel hineinklebe und nagle oder nähe, wo gutes Leder sein soll, und es betend tue, dann redet er mit mir dort in meiner Bude. Und wenn so ein gelehrt-sein-wollender menschlicher Esel herein käme und sagte zu mir: „Häftlimacher, das mit deinem Gott ist Torheit, das bildest du dir nur ein," dann bedaure ich so einen aus tiefster Seele und bete für ihn, daß Gott ihm zeigen möge, wie dumm er ist. Ja, ich gehöre zu einer großen Familie von Brüdern. Ich bin Schuhflicker, ein anderer ist Landmann, ein dritter Arzt, ein vierter Astronom, ein fünfter Geologe, ein sechster Geschichtsforscher, u. s. w. Wenn nun mein Bruder, dessen Lebensberuf es ist, kranke Menschen gesund zu machen und wieder zusammen zu flicken, kommt und sagt: „Du, Bruder Häftlimacher, ich habe in dem Wehgeschrei und den Schmerzenslauten der Kranken, ich hab' in den zuckenden Nerven und den hämmernden Pulsen etwas gefunden, das nicht aus dem Körper, sondern von tiefer her kam, aus der Seele, das Sehnen nach Gott, und ich hab' gesehen, wie eine Linderung kam, die nicht aus meinem Medizinkasten stammte," dann hat dieser mein Bruder eben dasselbe in seinem Beruf erfahren dürfen, was ich auf meiner Schusterbank. Und wenn der andere Bruder,

der da oben in der Sternenwelt herumsucht nach den Fußspuren Gottes und mit seinem Fernrohr Millionen Meilen-Distanzen abmißt wie ich die Sohle eines Stiefels, und er kommt zu mir und sagt: „Du, Bruder Häftlimacher, wie ich da jüngst so hinaufgeschaut hab', da ist mir's auf einmal gewesen, als ob die hehre Stille da oben zwischen den Sternwelten unterbrochen worden wäre durch ein überirdisches leises Singen, und dann haben die Lichtwellen es herunter getragen in meine Seele und es hat wunderbar nachgehallt „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget seiner Hände Werk!", dann drückte ich ihm die Hand, denn ich weiß, der Vater hat auch mit ihm geredet, wie mit mir. Und so mit allen meinen Brüdern. Denn Gott hat ihm noch viel mehr als Siebentausend lassen überbleiben, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal, und die Isebel der höheren Kritik hat sie noch nicht gefunden. Denn nur die Baalspriester essen an ihrem Tische, für die wahren Anbeter sorgt Gott selber da und dort. Wenn aber so ein blinder Maulwurf d e r Wissenschaft, die nur drauf aus ist, Gott aus der Schöpfung heraus zu demonstrieren, und es doch in Ewigkeit nicht kann, zu mir kommt und sagt: „Gott k a n n die Welt nicht gemacht haben in sechs Tagen," dann denke ich an etwas, was ich den anderen Tag sah."

Er hielt einen Augenblick inne und legte den Johannisli, der eingeschlafen war, sanft zurück in seinen Arm. Dann fuhr er fort:

„Da kam den anderen Tag so ein armer Hund heulend die Straße herunter gerannt. Ich hörte ihn schon von weitem, denn das Schmerzgeheul eines Tieres greift

mich ebenso an, als wenn ein Mensch im Schmerz aufschreit, und so trat ich vor die Tür. Da kam das arme Tier. Böse Buben hatten ihm eine Blechkanne an den Schwanz gebunden, die ihm im Laufen die Beine wund schlug. Ich rief dem Hund und er kam hier herein, halbtot vor Angst. Sieh', so geht's am Ende allen den groben und feinen Gottesleugnern. Der Teufel hat ihnen die Blechkanne des Unglaubens angebunden, und die rappelt hinter ihnen her, und so laufen sie durch die Welt und heulen ihr Elend und ihre Schande hinaus, daß man's von weitem hört, und je mehr sie laufen, desto lauter klappert's. Denn keiner ist glücklich, der Gott leugnet, denn in seinem Herzen nagt schon das Vorgefühl des Wurmes, der nicht stirbt, und je weher es tut, desto lauter schreien sie."

„Ob der sechste Tag vierundzwanzig Stunden zählte?" fuhr er fort. „Vielleicht mehr. Wenn Gott die Welt in sechs Minuten hätte erschaffen wollen statt in sechs Tagen, hätte er es auch können. Und wenn er den Tag gern länger gemacht hat, hat er's auch können. Das hat er ja später zweimal getan, einmal für den Josua auf sein Gebet hin, und einmal für den kranken König Hiskia, als er ihm noch fünfzehn Lebensjahre schenkte und zum Zeichen dessen die Sonne, oder die Erde, zurück gehen ließ, so daß der Schattenzeiger an der Sonnenuhr des Ahas um zehn Stufen zurück ging. Es war ja überhaupt anders in der ganzen Schöpfung, ehe der Fluch der Sünde sich auch auf sie erstreckte. Aber am sechsten Tage war alles vollendet und Gott ruhete von allen seinen Werken am siebenten Tag, denn das war der Sabbat. Und den ersten herrlichen Sab-

bat haben unsere Eltern mit ihrem Gott im schönen Paradiese gefeiert, und da hat wohl Adam seinem Weibe sein und ihr schönes Heim gezeigt, und auch den Lebensbaum, und den anderen Baum, und hat ihr gesagt: „Schau, von allem dürfen wir essen, nur von dem nicht, so hat der Vater gesagt, von dem wollen wir wegbleiben.“ Und sie hat vielleicht in kindlicher Unschuld ihn angelächelt und hat gesagt: „Ja, Adam, von dem bleiben wir weg.“ Welch ein Sabbat muß das gewesen sein, der erste im Paradies! Ich denk' manchmal dran, wenn wir den Vers singen:

„O Sabbat, ein herrliches Vorbild der Ruh'
Des Sabbats auf Edens Gefilden bist du!“

Er seufzte einige Male tief auf, dann ward es stille. Man hörte nur die ruhigen Atemzüge des schlafenden Kindes und hie und da das Zirpen einer Grille. Jetzt regte sich auch der alte Hund, der zu den Füßen des Häftlimachers lag. Er schlief auch, aber wie im Traum fing er an zu zittern, dann bellte und winselte er leise.

„Sieh',“ sagte der Häftlimacher, „er träumt. Und 's ist kein angenehmer Traum. Es liegt ihm eine traurige, schmerzliche Erfahrung zu Grunde. Da hast du ein Bild von dem Aengsten der Kreatur. Sie ist gefangen, geknechtet, um der Vergänglichkeit willen, aber auf Hoffnung. Das ist ein wunderbares und tief geheimnisvolles Wort: „Denn das sehnsüchtige Harren der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“ Wir sollen warten darauf und bereit sein dafür, wenn der große Augenblick kommt, nein, wenn der Herr kommt, und die ganze Schöpfung wartet darauf in bangem Weh. Denn wie sie teil haben mußte

an unserer Knechtung um unserer Sünde willen, so auch soll sie teil haben wieder an unserer Erlösung. Der Mensch ist verwandt mit der Kreatur, wie ich schon sagte, er ist aber auch innig mit ihr verbunden."

„Warum das?" frug ich.

„Weil die sichtbare Schöpfung um des Menschen willen gemacht wurde," erwiderte er. „Ihm sollte sie gehören. Deshalb durfte Adam den Tieren ihre Namen geben, weil sie, wie alles andere, ihm gehören sollten. Sieh', das Wort an die Gläubigen „Alles ist euer" hat auch einen prophetischen Sinn. Wir haben jetzt schon im Glauben das Anrecht daran, nicht nur an Gegenwärtiges, sondern auch an Zukünftiges, es wird einmal alles wieder unser sein, wenn wir ganz in Ihm sind. Denn „wie sollte er uns mit Ihm nicht alles schenken?" Und wenn wir einmal durch die Verklärung in der Auferstehung in den Stand gesetzt sein werden, zu haben, ewig zu haben, dann wird's auch nicht mehr bloß etwas Vergängliches sein, das wir dann haben, sondern lauter Unvergängliches, und dazu wird auch der neue Himmel und die neue Erde gehören, die neu erstandene, die von dem Fluch der Knechtschaft befreite Schöpfung. „Denn die Schöpfung ward der Vergänglichkeit unterworfen, ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterwarf, auf Hoffnung dahin, daß auch sie, die Schöpfung, von dem Dienst der Verwesung soll befreit werden zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes." Sieh, jetzt ist uns die Schöpfung etwas Totes, oder doch wie ein in dumpfem Schlaf liegender Riese. Es liegen furchtbare Kräfte in ihm. Manchmal stöhnt er im Schlaf, reckt die mächtigen

Glieder, schreit auch auf in seinem dumpfen, wehen Traum, der ihn gefangen hält. Es toben die Stürme, es brausen die Wetter, es zerstören die Elemente das Gebilde von Menschenhand, und der Riese tut sich selber weh im Schlaf. Und wir kleinen Menschen, umgeben und angewiesen auf diese Riesennatur, sind in beständiger Todesgefahr, aber Gott, unser Vater, der ihn in den Schlaf sinken ließ, wacht über ihm und uns; Er wird endlich sterben, er wird wieder zur Erde werden, wie unser Leib, die Sterne, die Sonne und der Mond werden vom Himmel fallen, die Erde und ihre Werke werden vergehen. Aber auch der vergänglichen Kreatur, der ganzen Schöpfung wartet eine Auferstehung. Denk' an die Stelle im Hebräerbrief (1, 10): „Du, Herr, hast von Anfang die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Dieselbigen werden vergehen, du aber wirst bleiben; und sie werden alle veralten wie ein Kleid; und wie ein Gewand wirst du sie wandeln, und sie werden sich verwandeln.“ Und an die Stelle im zweiten Petribriefe (3, 13): „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet.“

„Sieh,“ schloß der alte Mann und sein gefurchtes Angesicht leuchtete im stillen Mondlicht, „jetzt klagen's die Wasser, jetzt heult's der Sturm, jetzt stöhnt's das Meer, jetzt zucken's die Blitze, jetzt grollt's der Donner, jetzt seufzt's der Nachtwind über Gräbern, das Weh der Knechtschaft, des Sterbens, der Vergänglichkeit, des Todes und der Verwesung, um der Sünde ihres entthronten Königs willen, des Menschen; sie ängstet und

sehnet sich noch immerdar, diese Schöpfung, sie seufzt mit und liegt mit in Wehen bis jetzt; aber sie wird frei werden in der Herrlichkeit der Freiheit der Kinder Gottes, und dann werden's die Berge jubilieren, und die Hügel jauchzen, und die Wasser singen, und die Gefilde widertönen, das neue Lied der Schöpfung und der Erlösung durch die Ewigkeiten hin, ihm, der sie geschaffen für den Menschen, den er erlöst und erkauft durch sein Blut und wieder heim gebracht hat aus der Irre in die Herrlichkeit! Du und ich wollen auch drauf warten, und dieweil wir darauf warten sollen, auch Fleiß tun, daß wir vor ihm unbefleckt und unsträflich im Frieden erfunden werden!"

Er erhob sich mit dem schlafenden Kinde. „Ich will en is Bett tue," sagte er, und ich bot ihm Gutenacht.

„Guetnacht," sagte er freundlich, indem er mir die eine freie Hand gab, „und bhüeti Gott, und schlof wol."

Dann ging ich heim.

VI. Etwas über Sonntagschullehrer.

Im flücht'gen Lauf der Zeiten
Wächst ein gewalt'ger Baum,
Ich saß in seinem Schatten,
Mir war's, als wär's ein Traum. —

Tief drin im alten Stamme
Klang's dumpf wie Geisterchor,
Als quollen alte Lieder
Aus einer Gruft hervor.

Und in den Riesenästen
Erschallt's wie Orgelton,
Und doch wie Menschenstimmen; —
Mir bebt' das Herz davon.

Bald war's wie wilde Brandung,
Die sich an Felsen bricht,
Bald wie des Kindes Flüstern,
Wenn's leis zur Mutter spricht. —

Das Lied vom Menschenschicksal
Ist's, dem ich dort gelauscht.
Wie's seit sechstausend Jahren
Zur Ewigkeit hin rauscht.

Vom ewigen Erbarmen,
Von Menschenweh und Schuld,
Von tausendfachem Fehlen,
Von göttlicher Geduld.

Der Baum, er heißt: Geschichte
Der Menschheit in der Zeit,
Gepflanzt im Paradiese,
Wächst er zur Ewigkeit.

Und kommt ein Tor gegangen
Und hackt daran herum,
Zeigt er bloß, wie so töricht
Er ist, wie gräßlich dumm.

Dem Baum kann das nicht schaden,
Er steht in Gottes Hut,
Und wer am Worte frevelt,
Sich selbst nur wehe tut.

Etwas über Sonntagschullehrer.

Da draußen in der anderen Gemeinde," sagte ich zum Häftlimacher, „habe ich einen Sonntagschullehrer mit etwas sonderbaren Ansichten. Er hat eine Klasse von Buben im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren. Es scheint, es kam in der Klasse die Frage auf in Bezug auf das hohe Alter der Menschen vor der Sintflut, daß sie nämlich damals zehnmal so alt wurden, als jetzt. Da behauptete nun der Lehrer, jene Männer seien wohl im Durchschnitt etwas älter geworden, aber nicht so viel, denn ein Jahr damals sei viel kürzer gewesen, es hätte kaum die Dauer von drei Monaten gehabt. Ein Mensch von vierhundert Jahren sei also kaum einhundert alt gewesen nach unserem Maßstab, und der älteste Mann, Methusalah, etwa zweihundertfünfundzwanzig. Einige der Buben konnten das nicht so recht glauben, und im Katechismusunterricht frug mich einer darüber. Ich sagte ihm, die Jahre seien gerade so lang gewesen wie jetzt, nämlich zwölf Monate oder Monden. Und dann sagte er mir, wo er die Information her habe, nämlich von dem betreffenden Sonntagschullehrer."

„Hast du mit dem Lehrer darüber gesprochen?" frug er.

„Nein," antwortete ich, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen. Und dann ist er einer von denen, mit denen man sich sehr in acht nehmen

muß. Er kann keine Kritik vertragen; sage ich etwas, dann schmeißt er die ganze Geschichte hin. Und man hat überhaupt Mühe, gute Lehrer zu bekommen."

„Ja, schau," sagte der alte Mann, „da hab' ich vorige Woche einem ein Paar gebrauchte und geflickte Schuhe gegeben, der keine hatte. Er schien sehr froh, sie zu bekommen, und ich hätte ihm bessere gegeben, wenn ich welche gehabt hätte. Er meinte aber, „besser die, als gar keine". Das ist nun schon recht in Bezug auf ein Paar Schuhe, nicht aber, wo es sich um Sonntagschullehrer handelt. Da sag' ich: besser gar keine, als schlechte. Es ist zu viel auf dem Spiel. Und wenn einer an dem Bibelwort herumflicken will, dann mag er sonst sein, was er will, aber zum Sonntagschullehrer taugt er nicht. Denn das allererste, was ein Lehrer einem Schüler beibringen soll, und worauf er bestehen soll, ist, daß die Bibel einfach wahr ist, ob der Mensch damit übereinstimmt oder nicht. Und wenn sie sagt, der Methusalah sei 969 Jahre alt geworden, dann waren's 969 Jahre, und damit fertig. Und zwar volle Jahre, nicht Vierteljährchen. Jetzt würde ich dem Bruder auf den Zahn fühlen, und wenn du findest, daß es ihm leid ist, daß er nicht mit der Bibel übereingestimmt, dann ist noch Hoffnung für ihn. Wenn es ihm aber leid ist, daß die Bibel nicht mit ihm übereinstimmt, dann laß ihn resignieren."

„Er hat aber eine große Verwandtschaft in der Gemeinde, und die krieg' ich mir dann auf den Buckel," wendete ich ein.

Er schaute mich so an und sagte: „Wem bist du verantwortlich, der Verwandtschaft oder Gott?"

„Natürlich Gott,“ entgegnete ich, „und ich werde auch meine Pflicht tun; der Gedanke kam mir nur, ob das nicht einer von den Fällen wäre, wo es besser wäre, das Unkraut mit dem Weizen wachsen zu lassen bis zur Ernte, damit man am Ende nicht den Weizen mit ausraufe.“

„Ja, es gibt solche Fälle,“ sagte er, „aber das ist keiner davon. Du mußt den Unterschied machen zwischen dem Samen und dem, der da säet. Der Lehrer ist ein Säemann. Wenn du ein Farmer wärst und hättest ein paar Knechte, und schicktest sie ins Feld, um Weizen zu säen, und einer davon vermischte unterwegs den guten Samen mit Unkrautsamen, und täte das mit einem bestimmten Zweck, dem würdest du doch bald genug den Laufpaß geben, nicht wahr? Oder würdest du denken: ich will lieber warten bis nach der Ernte? Ich denke nicht. Schau, das Werk Gottes steht über allen Verwandtschaftsrücksichten. Ich weiß wohl, was das manchmal auf sich haben kann, besonders in einer Gemeinde. Es ist nicht immer angenehm, so eine Operation vornehmen zu müssen. Und der böse Feind sagt: Nimm dich in acht, du verdirbst mehr, als du gut machst, u. s. w. Und auch die Weltweisheit stimmt damit überein. Schon ein altes Sprichwort sagt: „Stecke dich nicht zwischen Vettern und Freunde, sonst klemmen dich beide.“ Und die können manchmal bös klemmen. Und in der Schweiz gibt's ein kleines Verslein, das lautet:

„Zwo Schnide hät e jedi Scher,
So ischt mäng e Verwandtschaft.
Sie hauet enander chrüz und quer,

Was isch das für e Fründschaft!
Denkst du, die Scher chönt nit einig si,
Denn steck emol dini Finger dri!"

Es kommt aber doch noch drauf an, wo und wie man so eine Verwandtschaftsschere anpackt."

„Aber," fuhr er fort, „anpacken mußt du, wo es sich ums Wort handelt, nicht nur um der Buben, sondern auch um des Lehrers willen. Der mag am Ende der Meinung sein, es sei von geringer oder gar keiner besonderen Bedeutung, ob jene Männer 200 oder 800 und mehr Jahre alt wurden, und ob das erste große Kapitel der Menschengeschichte nach dem Fall eine Zeitdauer von 1500 Jahren hatte oder kaum 400 nach unserer Rechnung von der Länge der Jahre. Das alles aber ist von hoher Bedeutung. Die 120 Jahre Gnadenfrist vor der Sintflut wären dann eigentlich nur 30 gewesen; und Gott hat ja, weil die Bosheit der Menschen so sehr überhand nahm, die noch verkürzt auf 100 Jahre, denn wie er aus großer Gnade und Langmut ein angedrohtes Gericht hinausschieben kann, so hat er es auch in seiner Macht, solche Gnadenzeit abzukürzen. Es handelt sich ja da nicht um nebelhafte Sagen, sondern um Heilige Geschichte, einen heiligen Stammbaum, den des Volkes Gottes, des Erlösers selber, als Menschensohn. Mir ist es immer etwas Hohes und Erhabenes gewesen, daß jene ersten Menschen so alt wurden nach Gottes Willen. Es kommt einfach darauf hinaus, ob wir da einfach etwa 1100 Jahre wegstreichen oder nicht. Und zwar so ein ganz langes Stück Erdenzeit, Gnadenzeit, zwischen zwei großen Gerichtstaten, dem Fluch nach dem Sündenfall und der Sint-

flut. Ein Mensch sollte denn doch, meine ich, sich zweimal besinnen, ehe er mir nichts, dir nichts mehr als ein ganzes Jahrtausend aus der Rechnung Gottes wegstreicht."

„O, ich glaube nicht," entgegnete ich, „daß er sich die Sache so klar gemacht, ich denke nicht, daß er das wollte."

„Das kann er auch nicht, und kein anderer, und der Teufel selber nicht," sagte der Häftlimacher, „am Worte selber kann keiner was abschneiden, gottlob nicht. Sonst hätten wir längst keine heilige Urkunde mehr. Aber schau, wer die Wahrheit nicht im Herzen hat, dem bleibt sie auch nicht lange mehr im Kopfe. Im Herzen allein bleibt sie bewahret, im Kopfe nicht. Das Herz muß den Kopf regieren, nicht der Kopf das Herz. Der Psalmist sagt: „Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, auf daß ich nicht wider dich sündige." Wer's nur im Kopfe hat, dem ist's bloß was Aeußerliches, Veränderliches. Der Glaube, oder vielmehr der Glaubensinhalt, ist so einem nur so ein äußeres Gewand, in das er sich einhüllt, und das er von Zeit zu Zeit ändert, je nach der herrschenden Mode, das ist, dem Zeitgeist. Und da schneiden sie denn dran herum, oder lassen's andere für sie tun, und da bleibt denn schließlich nicht mehr viel übrig. Da kann's denn am Ende gehen, wie's dem Gurkenmaier ging mit seinen Sonntagshosen."

„Hast du die Geschichte je gehört? Nicht? Dann will ich sie dir erzählen. Der Gurkenmaier hatte sich nämlich ein Paar Sonntagshosen gekauft im Kleiderladen, und als er sie am Sonntag drauf anziehen

wollte, fand sich's, daß sie etwa vier Zoll zu lang waren, somit mußte er eben seine alten anziehen, was ihn nicht wenig ärgerte, und ärgern tat er sich immer, besonders, wenn er selber schuld war. Manche der sogenannten Herren der Schöpfung haben das so. Gleich beim Frühstück zeigte er seine üble Laune, in die ihn seine zu langen Hosen versetzt, indem er zu seiner Familie, bestehend aus seiner Frau, Emma, ihrer Schwester, Tante Minna, seiner Mutter und seiner erwachsenen Tochter Else sagte: „Ich habe meine neuen Hosen dort in dem Wandschrank in der Halle aufgehängt. Sie sind wenigstens vier Zoll zu lang und müssen um so viel kürzer gemacht werden. Ich hoffe, jemand von euch nimmt sich einmal Zeit und besorgt mir das, ohne daß es für mich, wie gewöhnlich, nötig sein wird, euch jeden Tag dieser Woche noch ein halbes Dutzend Mal daran zu erinnern." „Aber Adolph," sagte seine Mutter, denn sie war noch die einzige von den Vieren, die ihm zu Zeiten entgegen trat, „du weißt doch, daß du sie erst am Freitagabend heimgebracht hast, und du hast selber nicht gewußt bis heute morgen, daß sie zu lang sind. Hättest du gestern etwas davon gesagt, dann hätten wir sie umgewechselt." „Schon gut," brummte er, „sie sind einfach vier Zoll zu lang, und bis nächsten Sonntag müssen sie kürzer sein. Verstanden?" Seine sanfte Frau, Emma, wurde rot und sagte: „Ja, ich hätte dich eigentlich fragen sollen gestern, lieber Mann, es soll aber gewiß besorgt werden." Die Mutter, die das mürrische Temperament ihres Sohnes genugsam kannte, und der ihre allzu sanfte Schwiegertochter oft leid tat, denn sie hatte sie herzlich lieb, konnte ein re-

bellisches „Hu!“ nicht unterdrücken, sagte aber nichts weiter. Ihre Stellung im Hause war ihrem Sohne gegenüber gesichert durch den Umstand, daß das Haus, in dem die Familie wohnte, ihr persönliches Eigentum war, und sie blieb da wohnen, damit, wie sie sich ausdrückte, „die anderen im Hause es aushalten konnten“. Es war dies eben eine von jenen Familien, in der sich, aus Ursache des mürrischen Temperaments des Mannes, von Zeit zu Zeit ein Gewitter entladen mußte, die resolute Mutter aber sorgte dafür, daß der Urheber desselben jedesmal ein gut Teil davon weg bekam. Leider fanden diese atmosphärischen Störungen gewöhnlich am Sonntag statt. Gurkenmaier hatte eine Essigfabrik in der Nähe, und seine Arbeiter behaupteten, die Säure sei ihm ins Blut übergegangen.

Nach dem Mittagessen am Montag, zu dem Gurkenmaier nicht heimkam, weil das der Waschtag war, und er, wie er sagte, den Seifengeruch nicht leiden konnte, bewog die Mutter ihre Schwiegertochter, sich ein wenig hinzulegen nach der schweren Arbeit des Morgens, was sie auch tat. Tante Minna hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und Else, die in einem Damenkleidergeschäft angestellt war, war wieder an ihre Arbeit gegangen. Während Frau Emma schlief, fielen der Mutter die Hosen ihres Sohnes ein, und sie nahm sie aus dem Wandschrank mit auf ihr Zimmer, um sie abzukürzen, damit das geschehen sei. Sie hatte vor Jahren, als ihr Mann noch lebte, ihm immer seine Hosen selbst genäht und wußte somit damit umzugehen. So wendete sie denn die beiden Hosenbeine, trennte die leichte Naht an dem zollbreiten Einschlag unten auf, schnitt

vier Zoll ab, machte den Einschlag wieder und ging in die Küche, wo sie ein Bügeleisen übers Feuer stellte. In nicht viel mehr als einer halben Stunde war die ganze Arbeit beendigt und sie hing die Hosen wieder an denselben Haken im Wandschrank, wo sie sie geholt hatte. Sie waren um vier Zoll kürzer, und Frau Emma schlief immer noch.

Am Dienstag war Bügeltag, wobei die Frauen, die Mutter, Frau Emma und Tante Minna, vollauf zu tun hatten bis Mittag. Nach dem Mittagessen ging die Mutter auf ihr Zimmer, um auszuruhen und die Familienstrümpfe und Socken zu stopfen, Tante Minna hatte einen Gang in die Stadt zu tun, und Frau Emma, die etwas aus dem Wandschrank in der Halle zu holen hatte, nahm die Hosen vom Haken, um sie abzukürzen, ehe sie die Bügeleisen wegstellte. Sie, die Hosen, kamen ihr kurz genug vor, sie wußte aber, wenn sie ihren Mann drum fragen würde, es ihn nur aufs neue aufregen würde. So schnitt sie vier Zoll ab, bügelte sie wieder zurecht und hing sie wieder an ihren Platz. Sie waren acht Zoll kürzer.

Am Mittwochnachmittag ging Frau Emma mit ihrer Schwiegermutter in einen entfernten Teil der Stadt, um eine frühere Nachbarin und Freundin der Familie zu besuchen, und Tante Minna, die allein daheim war, dachte, sie wollte ihrer Schwester die Arbeit abnehmen und die Hosen des Schwagers abkürzen, sonst würde es am Ende vergessen. So holte sie sie aus dem Schrank und schnitt vier Zoll von der Länge ab. Auch ihr kamen sie kurz vor, aber sie beruhigte sich mit dem Gedanken, der Schwager müsse ja wissen, was er wolle,

und so nahm sie diese dritte Operation vor und hing die Hosen wieder in den Schrank. Sie waren zwölf Zoll kürzer.

Am Donnerstagabend, als alle anderen im Hause zur Ruhe gegangen, saß die Tochter Else noch auf, und gerade, als sie das Licht ausdrehen wollte, um zur Ruhe zu gehen, fielen ihr die neuen Hosen des Vaters ein, die abgekürzt werden sollten. „Heut ist schon Donnerstag," dachte sie, „und die anderen haben's wohl vergessen, das kann ich noch schnell besorgen, und wenn die Mama morgen dran geht, dann freut sie sich, daß es schon geschehen ist. Es wird ihr eine angenehme Ueberraschung sein." Sie holte die Hosen aus dem Schrank und hatte sich gerade damit hingesetzt, um die Aenderung vorzunehmen, als ihre Mutter ihr von oben herab rief, ob sie noch nicht zu Bette gehen wolle, da es schon spät sei. Sie antwortete: „Ja, gleich, Mutter, in ein paar Minuten, ich bin bald fertig," und da sie nun in der Eile war, schaute sie die Hosen nicht genauer an, sondern schnitt einfach vier Zoll ab, nähte sie ein, bügelte sie zurecht und trug sie wieder in den Schrank, worauf sie leise zur Ruhe ging, um die anderen nicht zu wecken. Die Hosen waren 16 Zoll kürzer.

Am Freitagabend, ehe er zur Ruhe ging, dachte Gurkenmaier an seine Hosen, schaute in den Schrank hinein, und richtig, da hingen sie noch, gerade wo er sie am Sonntag hingehängt hatte. „Sie haben's natürlich vergessen," brummte er in sich hinein. Er hatte sich vorgenommen, nichts zu sagen bis am Sonntagmorgen, dann aber um so mehr. Im geheimen hoffte er, daß seine Frau es vergessen würde, um desto mehr Grund

zu haben für seine Vorwürfe, andererseits aber wollte er auch seine Hosen haben. Und wie er so dastand vor dem halbdunkeln Wandschrank, faßte er einen Entschluß. Er nahm sich vor, die Hosen am nächsten Morgen, dem Samstag, auf dem Wege ins Geschäft mitzunehmen und zu einem Flickschneider, an dessen Bude er vorbeiging, zu bringen, um sie abkürzen zu lassen, und am Abend auf dem Heimweg sie wieder zu holen, und zwar, ohne daß die anderen im Hause das erfuhren. Dann am Sonntagmorgen würde er einfach fragen: „Habt ihr meine Hosen geändert?" und da sie's natürlich nicht getan, konnte er dann mit vollem Recht ihnen ihre Nachlässigkeit vorhalten. Gesagt, getan. Im Halbdunkel der Halle nahm er die Hosen heraus aus dem Schrank, legte sie schnell zusammen, wickelte sie in eine Zeitung und schob sie in die Ecke neben der Haustür, wo der Schirmbehälter stand. Am nächsten Morgen nahm er sie mit und brachte sie dem Schneider. Der versprach, sie fertig zu haben. „Sollte ich aber nicht erst Ihr Maß nehmen, Herr Gurkenmaier?" frug er.

„Ist nicht nötig," sagte er kurz, „sie sind einfach vier Zoll zu lang, und so viel schneiden Sie ab." Damit ging er.

Dem Schneider kamen die Hosen für ihre Breite außerordentlich kurz vor, und es kam ihm auch nicht entfernt in den Sinn, daß die kurzen Dinger für Gurkenmaier selber bestimmt seien, er dachte einfach, er hätte sie wohl für einen sehr kurzen und sehr dicken Verwandten gekauft. Und so änderte er sie, packte sie wieder ein, und Gurkenmaier nahm sie abends auf dem

Heimwege mit. Sie waren nun zwanzig Zoll kürzer, und sechzehn kürzer, als sie sein sollten.

Der Sonntagmorgen brach an. Gurkenmaier stand, wie das seine Gewohnheit war, an dem Tag eine Stunde später auf, nahm sein Frühstück ein, diesmal stillschweigend, und ging dann nach oben, um sich sonntäglich anzuziehen. Weder Frau Emma noch eine der anderen sagte etwas von den Hosen, jede der Vier hatte einfach in den Schrank geschaut und, da sie die Hosen nicht sahen, daraus geschlossen, daß der Hausherr sie nach oben genommen. Innerlich waren alle Vier froh, daß sie die Hosen geändert, denn jede dachte, die drei anderen hätten's vergessen, und jede hatte das Gefühl, eine gute Tat für die drei anderen getan zu haben, ohne deren Wissen. Und alle Vier freuten sich im Stillen, so den üblichen Sonntagmorgensturm abgewandt zu haben. Sie hatten sich aber gewaltig geirrt. Denn während die Mutter das Eßzimmer in Ordnung brachte und die anderen drei das Geschirr in der Küche wuschen und die ersten Vorbereitungen fürs Mittagsmahl trafen, ging's auf einmal oben los. Ein förmliches Wutgebrüll schallte herunter, untermischt mit dem Krachen eines Stuhles oder sonst eines Möbels, dem irgendwie Gewalt angetan wurde. Die drei in der Küche ließen fallen, was sie gerade in der Hand hatten, nämlich zwei Teller und eine Bratpfanne, und liefen ins Eßzimmer, wo sie schreckensbleich einander anschauten, und während Frau Emma anfing zu zittern, fingen der Mutter Augen an zu funkeln. „Der Schlag muß ihn getroffen haben," stammelte Frau Emma. „Was, Schlag! Nichts!" sagte die Mutter, „hört nur, er kann wenig-

stens noch herumlaufen und reden." Das unterlag keinem Zweifel, denn die Flut der Rede brauste die Treppe herab wie ein hochgeschwollener Bergstrom, der in seinem wuchtigen Fall allerhand Steine und Baumstumpen mitriß in Gestalt von besonderen Kraftausdrücken, meistens der Tierwelt entlehnt, wie Esel. Kamel, Rhinozeros u. s. w. Die schönen Bezeichnungen gab der aufgeregte Gurkenmaier, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht seinen Hausgenossen, sondern dem Schneider. Das wußten aber die horchenden Frauen nicht, so bezogen sie es natürlich auf sich, was zur Folge hatte, daß Frau Emma wie gebrochen auf einen Stuhl sank, Tante Minna sich die Ohren zuhielt, und Else zu weinen anfing. Als aber wieder ein „Generalesel" die Treppe herunter polterte, wurde es der Mutter zu viel. „Jetzt ist's aber genug!" sagte sie und ging festen Schrittes durch die Tür des Eßzimmers zur Treppe, die nach oben führte, von wo es nun herunterschrie: „Frau! Frau!" Da kamen auch die anderen drei angelaufen. Als aber die Vier hinaufschauten, standen sie erst einen Augenblick wie angewurzelt, dann aber brachen sie in ein solch gewaltiges und unbezwingbares Gelächter aus, daß ihnen die Tränen über die Backen liefen, und sie sich hinsetzen mußten, teils auf die Treppe, teils auf den Boden. Denn da oben stand der Hausherr, in Kniehosen und Socken, hochrot vor Zorn, die Figur eines alten, überfetten Schuljungen von etwa sechzig Jahren darbietend! Das Gelächter aber, das zu ihm herauf tönte, machte ihn nur noch wütender, so daß er sich endlich umwandte und in sein Zimmer lief, die Tür krachend hinter sich zuwerfend. Dann wurde es still oben.

Endlich sagte die Mutter, nachdem sie sich die Tränen abgewischt: „Was ist denn mit den Hosen passiert? Ich hab' sie am Montag geändert, wollte aber nichts sagen.“ „Und ich am Dienstag,“ sagte Frau Emma. „Und ich am Mittwoch,“ lachte Tante Minna, „und ich am Donnerstag,“ schloß Else. Dann lachten sie wieder. „Und jetzt geht mir ein Licht auf,“ fuhr die Mutter fort, „wem er alle die schmeichelhaften Namen beigelegt. Als er am Samstagmorgen zur Arbeit ging, hatte er ein Paket unter dem Arm, das müssen die Hosen gewesen sein, die hat er dann zum Schneider genommen und hat sie dort noch kürzer machen lassen. Ja, so muß es gekommen sein, daß Kniehosen draus geworden sind. Jetzt geht nur in die Küche, ich will hinauf und ihm den Kopf zurecht setzen.“

Sie muß es auf eine Art getan haben, daß es half, und zwar für lange Zeit, und wenn er sich einmal vergaß und brummen wollte, brauchte die Mutter nur zu sagen: „Adolph, weißt noch, die Hosen!“ dann wurde er still.“

„Das ist die Geschichte von dem Gurkenmaier und seinen Sonntagshosen,“ sagte der Häftlimacher, „so kann's gehen, wenn immer abgeschnitten wird. Der Mann war natürlich selber schuld, und es hat ihm gehört. Manchmal aber auch ist's gut gemeint, nicht Böswilligkeit ist das Motiv des Abschneidens, sondern Unwissenheit, wie bei den Vieren, und dem Schneider war's befohlen, ebenfalls aus Unwissenheit.“

„Ich kann mir aber immer noch nicht klar machen, was die Menschen dabei gewinnen würden,“ entgegnete ich ihm, „wenn sie wirklich beweisen könnten,

daß das Alter derer vor der Sintflut so viel weniger gewesen wäre an Jahren, so wie die Jahre nun einmal sind."

„Ja, schau," sagte der alte Mann, „dein Sonntagschullehrer weiß das ohne Zweifel auch nicht, das hat er nur so irgendwo einmal gelesen oder gehört. Von tausend Menschen, die solchen Unsinn zu glauben vorgeben, hat ein einziger darüber nachgedacht mit böser Absicht, die anderen 999 haben's ihm nur nachgeschwätzt. Der Unglaube wendet sich nicht an das Denken, wie die Bibel tut, denn wenn der Mensch wirklich aufrichtig anfängt zu denken, nachzudenken, über die Schöpfung, und die Geschichte, und sich selber, und Gott, und vor allem über das uns gegebene Wort, dann findet er Gott, er kommt zur rechten Erkenntnis, denn Gottes Geist hilft ihm dazu. Gott will, daß der Mensch denke. Dazu hat er uns befähigt, dazu hat er rings um uns her uns tausendfach Anlaß und Material gegeben. Leider denken so viele nicht, bis ihnen einmal in der Verdammnis die Mahnung entgegentönt, die Abraham dem reichen Manne gibt: Gedenke Sohn! Dann aber ist's leider zu spät. Denn Mosen und die Propheten hatten sie ja verworfen! So ruft Gott immer: Gedenke!"

„Schau," fuhr er fort, „welche gewaltigen Veränderungen nicht nur in der ganzen Erdenschöpfung, sondern im ganzen Sonnen- und Planetensystem vor sich gegangen sein müßten, wenn die Dauer der Jahre verändert worden wäre. Jetzt ist Tag und Nacht zusammen 24 Stunden. Dann wären's ja nur sechs Stunden gewesen, drei Tag, und drei Nacht. Die Erde hätte mit

vierfacher Schnelligkeit sich um sich selber und um die Sonne drehen müssen. Denk', was das meint für die Naturgesetze. Mit einem Wort, es käme darauf hinaus, daß kein Mensch, so wie er jetzt beschaffen ist, hätte leben können. Doch warum diese törichte Idee noch länger verfolgen? Unsere Bibel, die geoffenbarte Wahrheit, ist eben ein so festgefügtes Ganzes, daß man auch nicht einen Stein lockern darf, jeder Satz, jedes Wort ist wichtig, lebendig, bedeutungsvoll. Es ist alles gerade so, wie es in der Bibel steht, es kann nicht anders sein, es muß so sein, sonst wären wir gar nicht mehr da. Siehst du jetzt, wie es für einen jeden von uns eine Lebensfrage ist, daß wir Gottes Wort buchstäblich glauben? Und ich wiederhole: Wer darin nicht fest ist, der soll nicht Sonntagschullehrer sein, denn er hat nichts zu geben, er ist nichts und kann nichts, als nur schaden. Der allererste Satz, den ich lernte als kleiner Bub, und zwar noch ehe ich lesen konnte, war: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Da hat sich mir eine Tür geöffnet, durch die mich Gottes Geist einführte, eh' ich's wußte, daß er es war. Heute, nach bald siebzig Jahren seiner Leitung, weiß ich mehr als das. Ich hab' meinen Gott bewußt finden dürfen, noch eh' ich zwölf Jahre alt war. Ich hab' den Weltenschöpfer als Vater kennen lernen dürfen, ich kann mit ihm reden, und er redet mit mir. Ich bin zu ihm gekommen, zu ihm hingetragen worden, durch meinen Heiland. Ich hab' Erlösung in seinem Blut durch ihn, ich hab' Gemeinschaft mit ihm durch seinen Geist, und ich hab' eine herrliche Aussicht auf eine selige Ewigkeit bei ihm, aber alles hat sich auf jenem ersten

Wort aufgebaut, und es wird sich noch tausendmal mehr und auch noch unendlich Herrlicheres und Größeres aufbauen durch alle Ewigkeiten hin. Ich hab' auch, Gott sei's gedankt, nie ein einziges Mal auch nur für eine einzigen Augenblick, seit ich jenes erste Wort lernte, an der Bibel gezweifelt. Ich werde nie zweifeln. Und wenn mein Gedächtnis schwände, und wenn mein Verstand umnachtet würde, dann würde meine Seele unbewußt festhalten an ihm, weil er selber mich hält. Und wenn Himmel und Erde vergehen, wenn mein Leib ins Grab sinkt, zur Erde wird, davon er genommen, dann vergehe ich doch nicht, denn ich habe mich an sein Wort geklammert, das in meiner Vergänglichkeit Halt an mir genommen und mich zur Unvergänglichkeit tragen wird, von der Erdenzeit in die Ewigkeit zu ihm!"

Der Häftlimacher war aufgestanden in der Erregung, die allemal über ihn kam, wenn ihn die großen, ewigen Gottesgedanken erfaßten, und seine alten Augen leuchteten. Ich stand auch auf; ehe ich aber etwas erwidern konnte, sagte der kleine Johannisli, den ich vorher nicht bemerkt hatte, indem er die kleinen Arme emporreckte: „Großvatter, nimm mich au mit!"

Der nahm das Büblein auf den Arm und sagte: „Jo, Büebli, du gohscht au mit!" Dann legte er mir die Rechte auf die Schulter und fuhr fort: „Siehst du jetzt, warum du mit dem Lehrer reden mußt? Und solltest du auch die ganze Verwandtschaft auf den Buckel bekommen. Ich denk', du könntest es tragen um Gottes willen. Denkst nicht auch so?"

„Ja, Großvater," sagte ich tief ergriffen, „ich glaube, ich kann." Damit ging ich.

„Vergiß aber nicht," rief er mir noch nach, „ihn womöglich zu gewinnen, wenn er dann absolut nicht will, dann ist's Zeit fürs andere, und frag' auch deine Katechismusklasse, wie der erste Vers der Bibel lautet."

„Ich will," antwortete ich. Johannisli aber rief: „Ich chas no, Großvatter, gell? Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde!"

VII. Noch mehr über Sonntagschul-lehrer.

Wenn du ein Lehrer bist,
Hast du ein hohes Amt,
Das dir nicht Menschengunst verlieh,
Weil es vom Himmel stammt.

Wenn du ein Lehrer bist,
Hast du ein schweres Amt;
Viel Müh und Sorge ist das Los
Der Treuen insgesamt.

Wenn du ein Lehrer bist,
Hast du ein selig Amt.
Doch nur, wenn Gottes Geist dich treibt,
Sein Feuer dich entflammt.

Der kann nicht Lehrer sein,
Ob er sich auch so nennt,
Der nicht daheim in Gottes Wort
Und nicht sich selber kennt.

Ist Gottes Wort dir fremd,
Kennst du dich selber nicht,
Fehlt deinem Wort der rechte Klang
Und 's hat auch kein Gewicht.

Und sollst du Lehrer sein,
Gib dich dem Werk ganz hin
Mit Leib und Seel', und dann wird dir
Einst ewiger Gewinn!

Noch mehr über Sonntagschullehrer.

Bruder Häftlimacher," sagte ich, als ich wieder zu ihm kam, „ich habe mit dem Sonntagschullehrer, von dem ich dir das letzte Mal erzählte, gesprochen."

„Und," frug er, „wie hat er es aufgefaßt?"

„O ganz ordentlich," erwiderte ich. „Er sagte, er hätte das von dem hohen Alter der Menschen vor der Sintflut mal irgendwo gelesen und nicht weiter darüber nachgedacht. Es hätte ihm nur deshalb eingeleuchtet, weil man sich Menschen von tausend Jahren fast nicht vorstellen könne. Wenn einer heutzutage neunzig oder hundert Jahre alt werde, dann sei er so elend und so gebrechlich und so zusammengeschrumpft, daß man nur wünschen könne, nicht so alt werden zu müssen. Jetzt aber, wenn man sich denke, daß einer sogar achthundert oder neunhundert Jahre alt werden sollte, dann schiene das ja ganz unmöglich. Und dann, meinte er, könne er auch nicht begreifen, welchen Zweck Gott gehabt haben könne, die Menschen so alt werden zu lassen."

„Ja schau," sagte der Häftlimacher, „wir wissen nicht, ob die Kainiten auch ein so hohes Alter erreicht, wie die Nachkommen Seths, die im Unterschied zu den anderen Söhne Gottes genannt sind. Und mit hundert Jahren war der Methusalah nicht alt und gebrechlich, sondern ein Jüngling, denn er war ja 187 Jahre alt, als er den Lamech, seinen ersten Sohn, bekam, der der

Vater Noahs wurde. Hast du ihm auch gesagt, welche Bedeutung dieses hohe Alter hatte für die Geschichte des Gottesreiches?"

„Ja," antwortete ich, „denn ich habe das Geschlechtsregister vorher noch einmal durchgelesen. Sieh, ob ich's recht habe. Denn demnach trat also die Sintflut ein im Jahre der Welt 1656. Und ungefähr ein Jahr vor derselben starb Methusalah. Sein Sohn Lamech, der Vater Noahs, war schon fünf Jahre zuvor gestorben. Adam hat noch 243 Jahre mit Methusalah gelebt und 56 Jahre mit Lamech. Er und sein Vater haben also die Geschichte vom Paradies und vom Sündenfall noch aus dem Munde Adams selber hören können, und beide haben's dem Noah erzählen können, denn er war ja beinahe 600 Jahre alt, als sein Großvater Methusalah starb, im Jahr vor der Sintflut. Und so hat also auch der Vater und der Großvater Noahs den Bau der Arche gesehen, und sie haben auch die drei Söhne Noahs, Sem, Ham und Japhet, gekannt, denn die waren beinahe hundert Jahre alt, als ihr Urgroßvater, Methusalah, starb. Und, sagte ich ihm, daß Lamech aufs genaueste bekannt war mit den Vorgängen des Sündenfalles und dem Weh, das deshalb über das Menschengeschlecht gekommen, geht klar hervor aus dem Namen, den er seinem ersten Sohne gab, nämlich Noah, welches Ruhe, Trost bedeutet, denn, sprach er, „der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat." Und Lamech hat sich nicht geirrt, denn Noah fand Gnade vor Gott, er wurde ein frommer Mann, ohne Tadel, und Gott offenbarte sich ihm, so ward er ein Prediger der

Gerechtigkeit in einer gar bösen Welt, die reif war zum Verderben und Gericht. Das alles hab' ich dem Bruder gesagt, und er hat gemeint, so hätte er noch nie die Sache angeschaut."

„Es fehlt eben," setzte ich hinzu, „das Gefühl der Verantwortlichkeit, und deshalb nimmt sich mancher Lehrer nicht die Zeit, über die Lektion nachzudenken und dann redet ein solcher, was ihm gerade in den Sinn kommt."

„Und das ist dann oft Blech," vollendete mein Zuhörer den Satz, „das ist eben das Elend. Wenn jemand irgend was anderes, minder wichtiges lehren will, dann muß er sich gehörig vorbereiten, oft viele Jahre lang, sonst hat er bald ausgelehrt. Und wo sich's um Ewiges handelt, herrscht oft so große Gleichgültigkeit. Und wenn so einer Buben oder Mädchen in seiner Klasse hat, die helle Köpfe haben, dann bleiben sie nach und nach entweder ganz weg, weil ihnen nichts geboten wird, oder sie treiben andere Dinge, während sie aufpassen sollten. Aber wie kann jemand aufpassen, wenn nichts da ist zum Nachdenken? Manchmal auch machen sie mit so einem unwissenden Lehrer, was sie wollen. Du weißt, ich war selber jahrelang Sonntagschul-Superintendent, und da hab' ich so meine Beobachtungen gemacht. Solche Buben und Mädchen tun einem oft in der Seele leid, wenn sie so einem Lehrer Sonntag für Sonntag zuhören sollen, und doch kann man sich gar oft nicht helfen, denn gute Lehrer sind nicht so dick gesät. Mancher könnte aber besser werden, wenn er sich ernstlich Mühe gäbe. Ich könnte dir da wohl manches erzählen."

„Tu's jetzt," bat ich ihn, „ich kann meine Zeit nicht besser anwenden, als dir zuzuhören, und ich möchte gar gern lernen."

„Gut denn," fuhr er fort. „Da hab' ich so einen gekannt vor Jahren, der eine Klasse von fünf aufgeweckten Buben lehren sollte. Der Mann hieß Böhnlein. 's ist schon vierzig Jahre her, aber der Mann steht mir noch lebendig vor Augen. Er war ein langer, dünner Mensch, er muß beinahe sechs und einen halben Fuß gemessen haben, wenn nicht mehr, und seine Beine waren die längsten, seit des Riesen Goliaths Zeiten. Wir hatten damals noch die alte kleine Kirche, in der der Gottesdienst und die Sonntagschule gehalten wurde. Die Schule war zu groß für den Raum, so daß die Klassen eng gedrängt saßen. Und da wir natürlich nicht Stühle hatten, die man, wie jetzt in den Schulen im Halbkreis stellen konnte, sondern nur die alten Kirchenbänke, so hatten die meisten Klassen nur eine Bank, an deren Ende der Lehrer saß, und seine fünf bis acht Schüler neben ihm in einer Reihe. Böhnlein saß am Eingang seiner Bank, gerade hinter mir, und seine langen Knie reichten fast bis an den oberen Rand meiner Banklehne. Wenn einer seiner Buben zu spät kam, stand er nicht auf, und der Junge mußte unter den Knien des Lehrers durch, um an seinen Platz zu kommen. Wegen seiner außergewöhnlichen Länge diente uns der Lehrer immer als Fahnenträger bei unseren Sonntagschulausflügen nach dem kleinen Wald außerhalb der Stadt.

Wir hatten damals in unserer Schule noch nicht die Lektionsblätter mit den Internationalen Lektionen

und Erklärungen wie jetzt. Es fehlte an einem einheitlichen System. Jeder Lehrer wählte seine eigene Lektion, und es kam öfters vor, daß ein Lehrer frug: „Well, über was wollen wir heut' reden?" Die besten Lehrer suchten sich ihre Lektionen ein paar Sonntage zuvor aus und gaben sie dann ihren Klassen immer eine Woche zuvor an, mit der Weisung, gewisse Verse auswendig zu lernen, aber das waren nur Ausnahmen. So kam's, daß oft an einem und demselben Sonntag beinahe so viele verschiedene Bibelabschnitte betrachtet wurden, als Klassen da waren, vom ersten Buch Mosis an bis zur Offenbarung Johannes, und hatte ein Lehrer eine besondere Vorliebe für ein gewisses Buch der Schrift, dann unterrichtete er seine Klasse das ganze Jahr hindurch aus diesem einen Buch mit Hintansetzung alles anderen. Meine Klasse von jungen Männern war gerade vor der Böhnleins, wie schon bemerkt. Er hatte eine helle, laute Stimme, die man vor allen anderen hörte, somit mußte ich mein Bestes tun, um die Aufmerksamkeit meiner jungen Männer zu halten, sollte sie nicht beständig abgelenkt werden durch Böhnleins helle Trompetenstimme. Ich brachte das nur so fertig, und dann nicht immer, indem meine Lehrmethode fast ausschließlich aus Fragen bestand, worauf ich mich gut vorzubereiten hatte, denn ich habe immer gefunden, daß es leichter ist, recht zu antworten, als recht zu fragen. Dabei konnte ich es aber nicht verhindern, daß ich manches sah und hörte, was in der Klasse hinter mir vorging.

Nun war in derselben ein Bub, namens Rutz, damals so etwa elf oder zwölf Jahre alt, gescheit, mit

einem guten Gedächtnis, aber auch voller Dummheiten. Fünf Minuten lang still zu sitzen war ihm ganz unmöglich. Böhnlein ärgerte sich oft über ihn, mir aber hätte er schwere Sorge gemacht, denn solche leicht bewegliche Naturen sind mehr Gefahren ausgesetzt als langsamere und in dem Alter ist es von so hoher Wichtigkeit, daß das Evangelium in einer Weise dem Menschen nahe gebracht wird, daß es ihm nicht als eine langweilige, öde Sache erscheint, sondern als was es wirklich ist, das Herrlichste und Interessanteste, was in die Gedanken und in das Leben hinein kommen kann. Ohne daß sein Lehrer es merkte, beherrschte und dirigierte Rutz die ganze Klasse und ihn damit. Der Lehrer aber muß die eigentliche Autorität in der Klasse sein, der Leiter, gerade wie es der Prediger in der Gemeinde sein muß. Jene Klasse stand unter dem Einfluß Rutzens, nicht des Lehrers, weil ersterer der Stärkere war. So z. B. wenn Böhnlein, unvorbereitet wie er war, frug: „Ueber was wolle mer heut rede?" dann war's Rutz, der den Abschnitt oder das Thema vorschlug, entweder direkt oder indirekt durch einen anderen.

Eines Sonntags hatte ich eine schwere Erkältung, ich war so heiser, daß ich kein lautes Wort reden konnte. Ich ging doch in meine Klasse, um zuzuhören, denn der Superintendent übernahm sie selber an dem Tag. Die Stunde ist mir unvergeßlich geblieben, und zwar deshalb, weil ich selber viel mehr und viel besser erkannte, wie notwendig es war, mein Allerbestes zu tun, sollten meine jungen Männer nicht durch das, was hinter uns vorging, abgezogen werden von dem, was ihnen ihr eigener Lehrer bot. Denn das war bei mir selber der

Fall, ich mußte hören, was da hinten vor sich ging, ob ich wollte oder nicht. So kann ich dir ein getreues und ziemlich vollständiges Bild geben von der Lehrmethode Böhnleins, oder vielmehr Rutzens, der gerade hinter mir saß. Von meinem Platz aus, am Ende meiner Klasse, an der Wand, konnte ich ihn und die ganze Klasse besser sehen als meine eigene.

Böhnlein stellte, nachdem er die Namen seiner Buben im Klaßbuche angemerkt, die übliche Frage nach dem zu behandelnden Bibelabschnitt, und zwar so: „Buebe, vo was wellet ihr heut' höre?"

„Vom König Nebukadnezar," sagte einer.

„Vom Simson, wie er die Philister verhaue hat," ein anderer.

„Vom Riesen Goliath und dem kleinen David," ein dritter.

„Nein," ließ sich Rutz nun hören, „von all dene haben mer schon oft gehört, laß uns die Geschichte vom Jonas nehme und seim Walfisch."

„Das ist gar kein Walfisch gewesen," sagte einer der Buben, „so hat mein Vater gsagt."

„'s war aber ein mächtig großer Fisch, und wenn's kein Walfisch war, was war's denn für einer?" entgegnete Rutz. „Was war's für einer, Lehrer?"

„Das wolle mer dann sehne, wenn mer an den Fisch komme," sagte Böhnlein, „jetzt nehmet eure Bibeln zur Hand und schlagt emol den Prophete Jona auf."

Rutz stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen an und flüsterte: *"Didn't I tell you I'd make him take what I want?"*

Unterdessen blätterten die Buben hin und her, vorwärts und rückwärts. Mehr als fünf Minuten gingen über dem Suchen verloren. Der Lehrer aber wartete mit gerunzelter Stirn. „Habt ihr's noch nicht?" frug er endlich ärgerlich.

„Ich kann's nicht finden," sagte endlich einer.

„So, du kannst's nit finden?" entgegnete Böhnlein, „da hat mein Vater mich anders erzogen, ich hab' das Verzeichnis der Bücher auswendig gekonnt mit acht Jahren. Und noch manches andere in der Bibel. Aber so ist's heut mit der Erziehung in Amerika. Wenn ich was angstellt hab', was Straf verdient hat, hab' ich allemal en Kapitel oder zwei aus der Bibel lerne müsse. Und ihr könnt das Verzeichnis noch nit? Warum habt ihr's nicht gelernt?"

„Mei Vater," sagte einer, der aus einer Schwabenfamilie war, „nimmt en Stecke, wenn er mich haut, net e Kapitel."

„Ich hab' noch nie was angestellt," sagte ein anderer.

Das letztere war so erstaunlich, daß Rutz aufstand und sich gegen ihn wendend den Sprecher unverwandt eine Minute lang starr anschaute.

„Was schaust du den Jakob so an? Setz dich!" befahl der Lehrer.

Rutz blieb stehen.

„Warum setzt du dich nicht?" rief der Lehrer. Der Angeredete setzte sich langsam, während Böhnlein fortfuhr: „Hast du wieder was sagen wollen? Dann mach schnell, sag uns, Samuel," (so hieß Rutz mit dem Vornamen) „wo der Prophet Jonas ist."

„Im Himmel," antwortete er.

Der Zwischenfall hatte wieder fünf Minuten der Unterrichtszeit in Anspruch genommen. Endlich fand einer den Propheten Jonas und zeigte den anderen die Seitenzahl. Jetzt endlich hatten sie's alle. Dann fingen sie an abwechselnd zu lesen, einen Vers nach dem anderen durch alle vier Kapitel. Das nahm, mit den unausbleiblichen Korrektionen und Wiederholungen, wenn einer einen Fehler machte, volle fünfzehn Minuten in Anspruch, somit waren schon fünfundzwanzig Minuten der Zeit dahin, nutzlos vergeudet, denn so, wie die Buben lasen, nützte ihnen das Lesen nichts, weil keiner seine Gedanken dabei hatte. Jetzt endlich ging's ans Unterrichten. Kaum zehn Minuten blieben noch, bis der Superintendent das Zeichen zum Aufhören geben würde. Ich wunderte, was der Lehrer nun noch sagen würde. Er fing etwa so an:

„Das ist eine wunderbare Geschichte, aus der besonders ihr Buben viel lernen könnt, wenn ihr wollt. Lies den ersten Vers noch einmal, Samuel."

Der las:

„Es geschah das Wort des Herrn zu Jonas, dem Sohn Amitthais, und sprach."

„Also," sagte der Lehrer, „der Jonas war der Sohn Amitthais. Lies du den zweiten Vers noch einmal, Samuel."

Der las: „Mache dich auf und gehe in die große Stadt Ninive, und predige darinnen, denn ihre Bosheit ist herauf gekommen vor mich."

„Ihr seht also," fuhr Böhnlein fort, „daß Gott ihm

sagte, er solle nach Ninive gehen, was eine große Stadt war, und dort predigen."

Und so ging's fort, bis der Superintendent das Zeichen zum Schluß des Unterrichts gab nach einigen Minuten. Sie waren nur bis zum fünften Vers gekommen. Dann sagte der Lehrer: „So, jetzt müsse mer aufhöre und die Kollekte hebe," was dann geschah.

„Es war jammerschade um die Buben," fuhr der Häftlimacher fort. „Es fehlte eben dem Lehrer nicht nur an Bibelkenntnis, er verstand auch seine Schüler nicht. Sie konnten mit ihm machen, was sie wollten, ohne daß er es merkte. Die Klasse wäre auch absolut zu Grunde gegangen, wenn die Buben im nächsten Jahr nicht einen anderen Lehrer bekommen hätten. Der Superintendent, der meine Klasse an dem Morgen gelehrt, hatte das auch gehört, und sah gleich, wo es fehlte. Er gab dem Böhnlein die älteste Klasse in der Schule, lauter alte Leute, denen er nicht schaden konnte, die ihm aber nützen konnten, denn sie stellten Fragen an ihn, die er nicht beantworten konnte, und als die Wahl wieder heran kam, machte man ihn zum Sekretär.

Jene Bubenklasse bekam einen jungen, aufgeweckten Lehrer, der das Heft fest in der Hand behielt. Und eines Sonntags, am Schluß des Unterrichts, hörte ich ihn sagen: Boys, am nächsten Sonntag haben wir die Lektion von dem Propheten Jonas. Paßt auf, was da für wichtige Dinge drin liegen. Lest die vier Kapitel im Laufe dieser Woche, und am nächsten Sonntag sollen vier von euch uns die Geschichte erzählen, ganz kurz und in euren eigenen Worten. Du, Samuel, was im ersten Kapitel uns berichtet ist, du, Jakob, was im zweiten

passiert ist, du, Albert, was das dritte uns erzählt, und du, Heinrich, nimmst das vierte Kapitel. Und du, Fritz, sagst uns dann, was dich am meisten interessiert in der ganzen Geschichte, und warum. Dann wollen wir sehen, wer die meisten Hauptsachen darin gefunden, und wir stellen sie zusammen. Aber es muß kurz sein, sonst werden wir nicht fertig. Nachdem wir dann aus euren vier Geschichten eine einzige gemacht, werde ich euch zum Schluß, wenn wir noch Zeit haben, eine Geschichte erzählen von einem, der's auch so gemacht hat wie der Jonas. Wollt ihr das tun?" schloß der Lehrer.

„Gewiß," riefen sie alle wie aus einem Munde.

„Gut," sagt er, „aber dann seid alle pünktlich hier. Also lest das Buch Jonas durch, denn wir lesen die vier Kapitel am Sonntag nicht noch einmal, um Zeit zu sparen, wir schlagen sie dann bloß auf, damit wir sehen können, wenn einer was vergißt."

„Schau," sagte der alte Häftlimacher, „das hatte einen ganz anderen Klang, der hat's verstanden, sie recht anzupacken und ihre Erwartung anzuspannen; der hat nicht gefragt: „Buben, von was wolle mer heut rede?" —

„Weißt du, was ich tat? Meine jungen Männer hatten das auch gehört, und so sagte ich zu dem Lehrer: „Wenn du's erlaubst, dann möchte ich und meine Klasse am nächsten Sonntag Zuhörer sein. Dürfen wir?" „Gewiß," antwortete er, „wenn ihr uns auch einmal so zu euch einladet. Also hört ihr's, Buben? Das wird fein, jetzt bereitet euch aber gut vor."

„Siehst du," setzte der alte Mann hinzu, „was das auf sich hat; wie ein untüchtiger Lehrer seinen Schülern

die Bibel leidig und zur Last machen kann, und wie einer, der die Augen und das Herz offen hat für die Bibel und für die Menschen, Schätze findet und anderen zeigen kann, wie sie's machen müssen, um sie auch zu finden."

„Ja," sagte ich, „das ist aber doch nicht das Ende der Geschichte, erzähl' mir auch den Rest, wie's ausging."

„Das will ich gerne," erwiderte er, „denn jener nächste Sonntag ist mir auch im Gedächtnis geblieben. Also höre."

„An dem nächsten Sonntag also, wie du dir denken kannst, fehlte nicht einer in unseren beiden Klassen, und jeder hatte seine Bibel, und sobald das Zeichen zum Unterricht gegeben wurde, hatte ein jeder sie aufgeschlagen beim Propheten Jonas. „So," sagte der Lehrer, „jetzt beuge jeder sein Haupt im Stillen für eine Minute zum Gebet, damit Gottes Geist uns führe." Dann betete er selbst, nur wenige Sätze, und nur so laut, daß nur gerade wir um ihn her ihn verstehen konnten. Dann sagte er: „Jetzt also erzähle jeder von euch, wie ich's euch gesagt, kurz das, was ihr gelesen. Samuel, fang du an."

„Samuel Rutz fing an, und ich gebe es wieder, so genau ich mich daran erinnern kann," sagte der Häftlimacher.

„Also," sagte Samuel, „vor ein paar tausend Jahren ist im Alten Testament ein Prophet gewesen, der hat Jonas geheißen. Wie er ausgesehen hat, weiß ich nicht, aber ich denke nicht, wie ein Prophet, sondern eher wie ein jüdischer Handelsreisender, denn der Kapitän hat

ihm's nicht angesehen, daß er ein Prophet war, er hat's ihm erst sagen müssen, und er hat auch nicht gern gepredigt. Zu dem Jonas kam an einem schönen Morgen Gott und hat ihm gesagt, er solle nach Ninive gehen, was eine große Stadt war, ein paar hundert Meilen weit weg. Die Menschen dort seien sehr bös, und er solle ihnen predigen, daß ihre Stadt untergehen solle. Der Jonas hat sein Satchel gepackt und hat gesagt: „Ja," aber er hat gedenkt: „Nein, ich geh' nicht. Ich gang aufs Meer." Und so lauft er, so schnell er hat können, nach der Stadt Japho am Meer, wo grad en Schiff fertig war zum Abfahren übers Meer. Er hat seine Fahrt bezahlt, und daß en keiner finde soll, ist er gleich unten ins Schiff und ist ins Bett gelegen und eingeschlafen. Und das Schiff ist abg'fahren. Sie sind noch gar nicht weit gewesen, vielleicht zehn oder zwölf Meilen mit dem Segelschiff, da kommt en fürchterlicher Sturm, daß sie gemeint haben, das alt Schiff geht unter. Die Matrose und der Kapitän, die sonst mehr gefluchen haben als gebetet, haben alles ins Wasser geworfen, was nicht angenagelt war, aber es ist immer schlimmer worden. Dann haben sie ang'fangen zu beten zu allen ihren Götzen. Und das hat nichts g'holfen. Dann haben sie gedacht, es müss' en böser Mensch auf dem Schiff sein, der sei schuld an dem Sturm. Und dann hat der Kapitän den Jonas geweckt und hat en g'fragt: „Warum betest du nicht zu deinem Gott, daß der Sturm aufhört, du bist schuld dran." Und dann hat's der Jonas bekennt und hat gesagt: „Ja, ich bin schuld. Schmeißt mich ins Meer, dann hört der Sturm auf." Sie haben erst nicht wollen, und haben

probiert, wieder ans Land zu kommen, aber es ist immer schlimmer worden. Dann haben sie wieder gebetet, Gott soll sie nicht drum verderbe, und haben dem Jonas gesagt, er soll en es nit übel nehmen, und dann haben sie den Jonas gepackt und ins Meer geworfen. Und dann ist's mit einem Schlag ganz still worden, und dann haben sie alle Gott gedankt und haben gedenkt, der Jonas sei vertrunken. Das ist alles," schloß Samuel.

„So," sagte der Lehrer, „jetzt fahr du fort, Jakob." Der erzählte weiter: „Also der Jonas war im Meer, und er hat wohl gewünscht, er wär' in Ninive. Denn er konnte nicht schwimmen. Und als er so in den Wellen herum gepatscht ist und gerade zum drittenmal untergesunken, da kam ein fürchterlich großer Fisch gerade auf ihn zugeschwommen, und er machte sein großes Maul auf und schluckte den Jonas hinunter mit Haut und Haar und Kleidern und allem, und noch einen Haufen Wasser dazu. Der Jonas hat gemeint, er sei tot. Es ist auch ein großes Wunder, denke ich, daß er nicht verstickt ist. Er war aber nicht tot. Und als er seine Augen aufgemacht hat, da hat er nicht gewußt, wo er ist, denn in einem Fisch drin kann man nicht sehen, und wo er hingelangt hat, war's naß. Es war gerade, als wenn er in einem mächtig großen Faß voll Wasser herumgerollt würde, oder in einem großen nassen Sack. Dann hat er vor Angst laut geschrieen, denn er hat gemeint, er sei in der Hölle, nur war's zu naß dafür. Drei Tag und drei Nächt lang ist er in dem Bauch vom Fisch gewesen. Und der Fisch ist mit ihm im Meer herumgeschwommen, und er hat auch nicht gut gefühlt.

Und dann hat der Jonas angefangen zu beten und hat versprochen, wenn er wieder heraus käm, dann wolle er gern nach Ninive gehen. Und dann ist der Fisch ans Land geschwommen, weil Gott den Jonas gehört beten, und dann hat der Fisch den Jonas ans Land geworfen oder ausgespieen und er war froh, daß er ihn los war."

„Gut," sagte der Lehrer, „ich sehe, ihr beiden habt euch in die Sache hineingedacht. So ist's recht. Jetzt Albert, fahr weiter. Wie hat's dann gegangen?"

Das war der, der gesagt hatte, sein Vater haue ihn mit einem Stecken, nicht mit einem Kapitel, und er erzählte:

„Als der Jonas wieder am Land war und trocke, ist er heim 'gange. Und dann ist Gott wieder zu ihm komme und hat g'sagt: „So, Jonas, ich denk, du hast jetzt ausgefunde, daß mer vor mir nit fortlaufe kann. Jetzt gang nach der Stadt Ninive und predige grad das, was ich dir sag." Und der Jonas ist 'gange. Das Ninive war so ne große Stadt, drei Täg lang hat Jonas müsse laufe, bis er in die Mitte gekomme, un denn hat er sich an en Eck g'stellt und hat gepredigt über den Text: In vierzig Tagen würd' die Stadt weggeputzt vom Erdbode, wegen ihrer Bosheit. Mich wundert's nur, daß die Leut ihn nicht totg'schlage habe. Der Jonas muß mächtig habe predige könne, denn die Leut haben's 'glaubt, was er gepredigt, und es ist ihne leid geworden, daß sie so bös waren, und sie habet sich's fest vorg'nomme, anders z'werdet. Und der König von der große Stadt hat's auch 'glaubt, und er hat befohle, daß die ganze Stadt anfange soll, z' bete, und er selber hat 'betet, und die ganze Stadt hat Trauerkleider ange-

zoge, und sie haben alle Theater und alle Saloons zue g'macht, und kein Mensch hat mehr an was anders gedenkt, und alle Fabricke und G'schäfter sind g'schlosse worde, und mer hat nix mehr g'hört als Bete und Heule. Die ganz Stadt hat sich bekehrt, und als Gott das g'sehe hat, hat's ihn gereut und er hat die Stodt nicht untergehe lasse," schloß Albert.

„Das ist recht," sagte der Lehrer, „jetzt, Heinrich, erzähl uns den Schluß."

Heinrich begann:

„Die vierzig Tage sind vorbei gewesen und die Stadt ist nicht untergegangen. Das hat den Jonas bös gemacht. Er hätt's lieber gesehen, wenn alle miteinander umgekommen wären. So ein Mensch ist er gewesen. Ich möcht so einen nicht haben für unseren Prediger. Und er hat's auch zu Gott gesagt, und er ist aus der Stadt gegangen und hat sich draußen vor der Stadt auf einen Berg gesetzt und hat gewartet, denn er hat gemeint, Gott vernichtet am End die Stadt doch noch, bloß ihm zu Gefallen. So ein erbärmlicher Mensch ist er gewesen. Ued wie er so dort sitzt, wie ne Katz vor eme Mausloch und wartet, dann hat die Sonn ihm so auf den Kopf gebrennt, daß er schier den Sonnenstich kriegt hat. Es war aber ganz recht. Und dann hat Gott gedacht, er känn ihn vielleicht doch noch zum Verstand bringen. Und so hat er einen Kürbis aufwachsen lassen in der Nacht, so groß wie ein Baum, mit großen Blättern, und der Jonas hat sich g'freut, denn jetzt hat er könne im Schatten sitzen und warten auf den Untergang der Stadt. Und am nächsten Morgen früh hat Gott en Wurm geschickt und der hat den Kürbisbaum

ins Mark gestochen, so daß er vertrocknet ist, sobald die Sonn gekommen, und ein heißer Wind ist gekommen, wie aus einem Ofen heraus. Und dann hat der Jonas kein Schatten mehr gehabt, und dann ist er wieder wild worden und hat sterben wollen. Er hat die ganz Zeit geschimpft und gebrummelt, er wünsch, er wär tot. Und dann hat Gott noch einmal zu ihm geredet und hat ihm den Standpunkt klar gemacht, wie mein Vater als sagt, und hat's ihm vorg'halten, was für en erbärmlicher Mensch er sei. Ich glaub aber nicht, daß es was genützt hat bei ihm. Es steht wenigstens nix davon dort. Das ist alles."

„Das habt ihr gut gemacht," lobte der Lehrer, „jetzt, Fritz, kommst du an die Reihe. Was denkst du von der Geschichte, was ist dir am meisten aufgefallen?"

„Ich mein, die Geschichte ist nicht ganz fertig," sagte Fritz, „es hätte sollen noch ein Kapitel dazu."

„Und was denkst du, das daran fehlt?" frug der Lehrer.

„Ich mein, der Jonas hätt' noch sollen einen gehörigen Denkzettel bekommen für sein Murren und daß er Gott so frech geantwortet hat. Er hätt' dran denken sollen, wie's ihm gegangen hat die drei Tag in dem Fisch drin. Dort hat er mächtig 'betet, bis er wieder draus war, aber wenn's ihm recht ernst gewesen wär, hätt' er nachher nit so bös sein könne, weil Gott all die Leut in Ninive nit vertilgt hat. Jetzt, wenn noch ein Kapitel dran wär, wie der Jonas zahm g'macht worden wär, dann hätt's mir besser g'fallen," schloß Fritz.

„Weiß einer von euch, wer im Neuen Testament es gerade so gemacht hat, wie der Jonas, gerade so ge-

murrt und Vorwürfe gemacht, weil mit jemand anderem so barmherzig verfahren wurde?" frug der Lehrer.

„Der Bruder vom verlorenen Sohn," antwortete Jakob.

„Recht so," sagte der Lehrer, „wir wollen dann nachher auf den Punkt kommen, ich sehe, ihr habt die Einzelheiten der Geschichte alle gut im Kopf, und ihr habt euch auch ein Urteil gebildet über manches, was uns erzählt ist. Das ist recht. Ich glaube, die Geschichte hat euch gefallen, nicht wahr?"

„Ja," antworteten sie alle.

„Jetzt aber," fuhr er fort, „hat irgend einer von euch darüber nachgedacht und sich gefragt, warum sie in der Bibel steht?"

Er schaute jeden der Reihe nach an, und alle schüttelten den Kopf. „Wir haben sie bloß gelesen," sagten sie.

„Also," sprach der Lehrer weiter, — und er brauchte keinen seiner Hörer aufzufordern, aufzupassen, sie taten's von selber, sie wollten's von selber, und damit hatte der Lehrer etwas erreicht, was von gar hohem Wert war, ja die Grundbedingung all seines Erfolges mit den Buben, –– „also, wenn ich jetzt jedem von euch einen Taler gäbe, wie nur würde er euch etwas nützen?"

Jetzt leuchtete es in Samuels Augen auf. „Wenn wir etwas damit machen," rief er.

„Irgend etwas?" frug der Lehrer.

„Nein, was Recht's," antwortete Jakob.

„Jetzt habt ihr's," kam die Antwort aus des Lehrers Mund. „So lange ihr nichts Rechtes mit dem Ta-

ler macht, hat er keinen eigentlichen Wert für euch. Gerade so ist's mit dieser Geschichte und mit allem, was in der Bibel steht. Sie ist, diese Geschichte, und alles in der Bibel, viel mehr als einen Taler wert, viel mehr als eine Million, ja, sie ist gar nicht zu bezahlen. Gott hat sie uns Menschen gegeben als ein köstliches Geschenk, wir haben sie schon lang gehabt, aber haben wir auch etwas Rechtes damit gemacht? Schaut, wenn wir jetzt bei dem Bild des Talers bleiben, so hat Gott mit dieser Geschichte uns einen Taler gegeben. Manch einer nimmt ihn, ohne zu danken, schaut ihn an und sagt: „Der Taler scheint nicht echt zu sein. Die Geschichte kann nicht wirklich, buchstäblich wahr sein. Es gibt keinen Fisch, der einen so großen Schlund oder Rachen hat, daß er einen Menschen lebendig verschlucken könnte, und selbst wenn das wäre, könnte kein Mensch auch nur eine einzige Stunde lang leben im Magen eines Fisches in der Tiefe des Meeres. Der Taler ist falsch;" und er wirft ihn weg. Er hat ihm nichts genützt, der Mann hat sich bloß an ihm und dem Geber versündigt."

„Ein anderer sagt: „Das ist ein schöner Taler, ich behalte ihn, weil er so anders ist als das Geld, was heute geprägt wird, er ist ein Kuriosum," und er schließt ihn in einen Schrank ein, und dort liegt er Jahr für Jahr, und der Mann hat längst vergessen, daß er ihn hat. Er hat ihm nichts genützt. Gar viele machen's so wie der erste, Tausende wie der zweite, und noch viele Hunderttausende nehmen den Taler gar nicht an, sie denken, sie brauchen ihn nicht, sie hätten viel besseres Geld, der sei doch so veraltet, daß er wertlos sei in un=

serer so weit vorgeschrittenen Zeit. Und noch andere wollen überhaupt keinen Taler annehmen als Geschenk von Gott, sie sind zu stolz dazu, sie sagen: wir sind doch keine Bettler, wir können für uns selber sorgen. So machen's die Menschen."

„Jetzt hat uns Gott diese Geschichte von dem Jonas, diesen Taler, gegeben, weil wir durch sie uns etwas erwerben können, etwas, was wir haben müssen im Leben, wenn dies Leben für uns und andere nicht ein Fluch, sondern ein Segen sein soll. Und das will Gott. Deshalb hat er uns diese Geschichte gegeben. Nun sagt mir, von wem, oder in Bezug auf wen, lernen wir etwas aus dieser Geschichte, und was?" Und er schaute die Knaben der Reihe nach an.

„Jonas," sagte einer. „Die Leute zu Ninive," der zweite; „den Kapitän und die Schiffsleute," der dritte; „von Gott," sagte der vierte, und „den großen Fisch und den Kürbis," meinte der fünfte.

„Was in Bezug auf Gott?" frug der Lehrer. „Ist's nicht das, daß er sich um uns bekümmert, daß er sieht, was wir tun, wie er's gesehen bei den Leuten in Ninive, und bei Jonas? Und warum? Weil er uns lieb hat und uns retten will von dem großen Verderben in uns und außer uns, das ist, der Sünde. Und so sucht er uns, und warnt uns, und hat Geduld mit uns, und vergibt uns, wenn wir unseren Zustand erkennen. Und es ist ihm nicht zu gering, um unseretwillen Wunder zu tun, wie er tat für den Jonas, auf dem Meer und bei der Stadt Ninive. Und warum sollte der allmächtige Gott, der die Welt mit all ihren Wundern geschaffen hat, nicht damals und heute, und wenn immer er

es will, um einen in der Irre gehenden Menschen zurück zu rufen und heim zu bringen, Neues schaffen können, ob's nun ein Fisch ist, der imstande ist, einen Menschen unversehrt zu verschlucken, oder einen Kürbis? Und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, daß Gott uns so gegenüber steht und so gegen uns handelt und immer gehandelt hat, dann ist das weit mehr wert als alles Gold der Welt. Denn gerade so sieht Gott einen jeden von u n s, so sucht er u n s, so will er barmherzig und gnädig sein mit uns."

„Und jetzt," fuhr er fort, „sehen wir auch, warum es gar nicht nötig ist, ja noch sogar viel besser, daß die Geschichte gerade da aufhört, wo sie schließt, denn wenn wir so weit gekommen sind im Nachdenken über die Erlebnisse des Jonas, dann sollen wir an uns selber denken und uns selber fragen, wie denn wir zu all diesem Tun Gottes stehen. Die Fortsetzung der Geschichte bildet das, was ich selbst tun werde. Denn auch dies Wort Gottes zeigt mir Dinge in Bezug auf mich, als Mensch. Gerade so, wie der Jonas, machen wir es. Und sie zeigt uns, daß es nichts hilft, Gott entlaufen zu wollen. Er weiß uns zu finden. Und sie zeigt uns, daß wir in unseren Nöten, ob wir auch durch eigene Schuld hinein gekommen, wie die Leute zu Ninive und Jonas, zu ihm rufen dürfen, und er hört, und er antwortet. Vergeßt das nicht, ihr Knaben. Jetzt aber ist's Zeit, zum Schluß zu kommen. Die versprochene Geschichte muß ich euch ein andermal erzählen. Jetzt, noch einmal möcht ich euch's sagen: Wenn immer ihr an diese Jonasgeschichte denkt, dann laßt sie es euch laut und leise und immer wieder zurufen: G o t t s i e h t m i c h u n d

sucht mich! Und noch eins: wenn jemals irgend jemand, er mag sein, wer er will, euch sagt, das, was im Buche Jonas und sonst in der Bibel steht, könne nicht so passiert sein, und es sei nicht buchstäblich zu glauben, dann denkt daran, unser Heiland selber hat die Geschichte buchstäblich geglaubt, denn er hat selber darauf hingewiesen als auf eine Tatsache, die uns das Allergrößte, was je geschah, nämlich seinen Tod und sein Begräbnis vorbildete. Sie ist buchstäblich wahr."

„Damit schloß der Lehrer," sagte der Häftlimacher. „Und schau," setzte er hinzu, „das war ein Lehrer, dem sein Amt groß genug war, ihn selber groß zu machen. Wenn wir nur noch mehr solche hätten!"

Und ich sagte aus tiefstem Herzen „Amen" dazu und ging heim.

VIII. Wer sein Amt nicht ehrt, den ehrt auch sein Amt nicht.

Wenn Gott ein Amt dir gab,
Mach's nicht zum Prachtgewand,
Drin du vor andern herstolzierst
In großem Unverstand.

Wenn Gott ein Amt dir gab,
Mach's nicht zur Bärenhaut,
Drauf sich die Faulheit breit hinstreckt
Und luft'ge Schlösser baut.

Wenn Gott ein Amt dir gab,
Mach's nicht zum Herrscherthron,
Auf dem du sitzest als Tyrann,
Dem Amt, das Dienst, zum Hohn.

Hast du das Amt, verwalt's
Vor Gottes Angesicht.
Denn merke: Wer sein Amt nicht ehrt,
Den ehrt sein Amt auch nicht.

Wie du zum Amt dich stellst,
Gestaltet es dein Los;
Wem's klein, den macht es kleiner noch,
Wem's groß, den macht es groß.

Wer sein Amt nicht ehrt, den ehrt auch sein Amt nicht.

Das war ein Lehrer, dem sein Amt groß genug war, ihn selber groß zu machen." Dieser Ausspruch Häftlimachers ging mir im Kopfe herum und allerlei Bedenken stiegen in mir auf. Somit frug ich ihn, als ich wieder bei ihm saß in seiner Bude, wie er das eigentlich gemeint, denn mir schien es, als ob's da doch manche Ausnahmen gebe.

„Denkst du," frug ich ihn, „daß das wirklich immer so zutrifft, was du gesagt hast von dem Amt? Ist's nicht auch wahr, daß ein Amt manchmal einen Menschen für eine Zeitlang über andere erhöht, und er ist doch noch ganz derselbe Mensch, der er immer war, seine erhöhte Stellung hat ihn nicht größer gemacht? Denn man sieht dann erst recht, wie klein er in Wirklichkeit ist, obwohl er das selber nicht weiß. Und er nimmt dann die Ehre, die eigentlich dem Amt gezollt wird, für sich."

„Ach, ja," sagte der alte Mann, „solche Leute hat's immer gegeben, und die Art stirbt auch nicht aus — sie sind noch lange nicht ausgestorben. — Wer aber sein Amt nicht ehrt, den ehrt auch sein Amt nicht. Solche Menschen leiden an Größenwahnsinn in ungefährlicher Form. Denn sie schaden schließlich nur sich selber. Sie erinnern mich an einen gewissen Esel, von dem ich ein=

mal irgendwo gelesen. In Indien sollte nämlich einmal ein Götze von einem Dorf in ein anderes geschafft werden. Man lud das Heiligtum auf einen Esel, und der Eseltreiber ging mit einem Stock neben dem Langohr her. Die beiden kamen sehr langsam vorwärts, denn wenn immer ihnen ein Eingeborener begegnete, warf er sich flach auf die Erde mit dem Angesicht im Staube aus Furcht vor dem Götzen, und allemal blieb der Esel stehen. Das wiederholte sich sehr oft. Der Esel nun bezog alle diese Ehrenbezeugungen auf sich, denn sie beugten sich ja vor ihm. Das machte ihn so stolz, daß er sich weigerte, weiter zu gehen mit seiner Last. Da nahm der Treiber den Götzen von des Esels Rücken herunter und sprach: „Du dummer Esel, vorher hast du für dich genommen, was dir nicht gehört, jetzt gehört dir, was du bekommst," schlug ihn und lud ihm schwere Säcke auf. Ja, ja, so gibt's leider viele, und in mancherlei Aemtern, wenn's auch gottlob lange nicht so schlimm bestellt ist, wie einmal ein gewisser Ratsdiener dachte, der seiner scharfen Zunge wegen vom Stadtrat abgesetzt worden war. In jener Stadt fand nämlich einmal eine Eselausstellung statt, und als ein Fremder hinkam, sie zu besehen, und den Mann nach dem Ausstellungsplatz frug, wies ihn der Gefragte nach dem Rathause, wo gerade die Stadtväter in Sitzung waren. — Aber sieh, der Kern der Sache liegt gerade darin, wie hoch oder wie niedrig einer von dem Amte denkt. Darauf kommt so viel an. Ein jedes Amt, es mag klein sein oder groß, kann recht gebraucht, aber auch mißbraucht werden. Die Alten hatten ein Sprichwort, das lautete:

„'s ist kein Aemtle so klein,
Wer's hat, kann 's Henkens wert sein."

Mancher sieht in einem Amt nur etwas Aeußerliches. 's ist ihm ein Gewand, das er anzieht und auszieht. Eine Art Staatsrock, der seinen Träger vor anderen Sterblichen auszeichnet. Ein gar geheimnisvolles Gewand, zugeschnitten nach großen Mustern, verziert mit allerhand Privilegien, in allem darauf berechnet, seinem Träger eine würdevolle Erscheinung zu geben, ihn in eine Art Amtsnimbus einzuhüllen. Der nun, der diese niedere, geringe Ansicht vom Amt hat, die sich ja rein auf das Aeußerliche bezieht, hüllt sich dann in dieses Amtsgewand ein und es beeinflußt ihn auf eigentümliche Weise. Er ist ein anderer, sobald er es angezogen. Er ist amtlich. Er geht amtlich, steht amtlich, sitzt amtlich, spricht amtlich, schweigt amtlich. Was er vorher gewußt, das weiß er nicht mehr, was er vorher nicht gewußt, das weiß er jetzt. Oder er denkt, er wisse es. 's hat einmal einer von so einem gesagt: „Es muß doch eine wunderbare Sache sein um so ein Amt. Ein Mensch mag von Natur noch so dumm sein, sobald er aber nur fünf Minuten lang drin ist, ist er allwissend." Das war zwar sehr derb, aber es ist viel Wahres drin. In unserem Dorfe war so einer, an den ich mich aus meinen Knabenjahren deutlich erinnern kann. Man hieß ihn nur den „Schlösserli". Ein kleiner, ältlicher, unscheinbarer Mensch, etwas beschränkt und wenig beachtet. Der wurde in den Gemeinderat gewählt. Wie das kam, weiß ich nicht, hab' mir's auch nie erklären können. Wenn er aufs Gemeindehaus ging oder in die Kirche, zog er seinen Amtsrock an, und er war mit

einem Schlag ein anderer. Sonst ging er durch die Straßen und Gassen seinen Geschäften nach als Hausschlosser mit schnellen, kurzen Schritten, etwas vorn übergebeugt. Dann aber, in seinem langen, schwarzgrünen, fadenscheinigen Amtsrock mit langen Schwalbenschwänzen, wandelte er langsam, gravitätisch daher, würdevoll und mit hoch erhobenem Haupte. Jetzt kam eben nicht der Schlösserli, jetzt kam der Herr Gemeinderat.

„Das ist die eine Ansicht vom Amt," fuhr der Häftlimacher fort, „und sie ist eine irrige. Wer sein Amt so ansieht, dem ist es im Grunde nicht groß, sondern gar klein, der ehrt sein Amt nicht, und deshalb kann es auch ihn nicht ehren. Gerade so, wie ein Mensch, der dich nur dann beachten würde, wenn du deinen Sonntagsrock anhast, im Grunde sehr gering von dir denkt nach dem, was du eigentlich, innerlich, bist, denn er denkt ja viel mehr von deinem Rock als von dir. Und sobald du den Rock nicht trägst, kennt er dich nicht. Jetzt kann man das anwenden auf irgend ein Amt, auch auf das des Lehrers, und auch auf das allerhöchste auf Erden, das des Predigers. Denn es gibt nicht nur kein höheres, sondern keines, das so hoch ist. Kein anderes Amt, und schlösse es den Präsidentenstuhl und den Kaiserthron in sich, kommt dem gleich. Die andere Ansicht vom Amt, oder besser gesagt, der andere Amtsbegriff, ist so verschieden von jenem ersten, der sich nur auf das Aeußerliche bezieht, wie Tag und Nacht. Wer diesen rechten Amtsbegriff hat, dem ist sein Amt ganz etwas anderes. Und das gilt im besonderen von den kirchlichen Aemtern, von dem des Sonntagschullehrers

an bis hinauf zum Bischofsamt. Es ist dem Inhaber eine Gabe, und zwar Gottes, und im Blick auf sich selbst eine unverdiente Gabe. Du siehst also, daß mit diesem rechten Amtsbegriff Demut verbunden ist, wie die Wärme mit dem Feuer. Deshalb auch sucht so einer das Amt niemals. Er läuft ihm nicht nach. Das Amt hat ihn gesucht. Es schließt also dieser rechte Amtsbegriff alle Aemterjäger von vorne herein aus. Und es ist damit verbunden, zweitens, das Gefühl hoher Verantwortlichkeit. Darum ist das Amt dann so einem ferner eine hohe Aufgabe, ein anvertrautes, köstliches Pfund, mit dem er handeln muß, und von dem er Rechenschaft geben muß, eine Summe von gar ernsten Pflichten und eine Reihe von wertvollen Gelegenheiten, die er vorher nicht hatte."

„Nun ist ja der Mensch von Natur sehr geneigt, auf das Aeußerliche zu sehen, und sich von demselben beeinflussen zu lassen. Ein Kanarienvogel gefällt uns besser als ein Spatz, auch wenn wir nicht wüßten, daß der eine sehr schön singen kann und der andere nur quietschen. Ein Lump in einer glänzenden Uniform gefällt manchem und mancher weit besser als ein Gelehrter in einem Arbeitskittel. „Kleider machen Leute," sagt das Sprichwort, und „wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verstand". Aber er gibt das Amt und den Verstand nicht dem, der sich beinahe die Beine abläuft im Rennen darnach. Die Menschen geben manchmal das erstere so einem, weil sie das zweite nicht haben. Paulus schreibt an Timotheus: „Wer ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk." Es mag einer, der ein Ohr hat für Musik, wenn er einen großen

Meister hört, wünschen, auch so spielen zu können. Das ist nicht unrecht. So mag einer das gesegnete Wirken eines Predigers sehen und denken: „Ach, hätte doch Gott mich auch dazu berufen!“ Das ist auch nicht unrecht. Ein anderes aber wär's, wenn ein solcher dann alle Hebel in Bewegung setzte, durch menschliche Mittel sich ins Amt zu drängen. Der erstere wünscht sich die Befähigung, weil er weiß, er hat sie nicht; der zweite denkt, er habe sie, und meint, es gehöre ihm von rechtswegen das Amt, und er jagt darnach. Wohl ihm, wenn er es nicht bekommt! Es wäre sein Untergang, denn nicht jeder, der den Saulspanzer nicht tragen kann, ist deshalb ein David. Ich habe einen gekannt vor Jahren, dem der Prediger Lizenz gab als Ermahner und ihn anstellte, eine Betstunde zu führen. Weißt du, was das allererste war, was der tat? Er nahm das erste Geld, das er erübrigen konnte, und er gab's nicht etwa aus für nützliche Bücher, die ihm bei seiner etwas mangelhaften Schulbildung von Nutzen sein konnten in seiner neuen Stellung. Daran dachte er nicht, den Mangel empfand er nicht. Aber einen anderen. Er ging zum Schneider und ließ sich einen langen Rock mit geistlichem Zuschnitt anmessen, denn zu dem neuen Amt, dachte er, gehöre vor allem ein Amtsrock. Törichter Mensch! Er hat das Amt nicht lange inne gehabt, es mußte ihm wieder abgenommen werden, und dann verließ er die Gemeinde und die Kirche. Ich hörte mal einen, der ein gewisses Amt in der Kirche mit Ehren bekleidet hatte, sagen, nachdem sein Amtstermin abgelaufen war: *“Many a man runs after it, and when he gets it he finds that he has a*

hornets nest on his hands." Einer unserer Bischöfe hielt einmal vor Jahren eine „farbige" Konferenz, d. h. eine von Negern, und als er die Frage stellte: „Wo soll die nächste Konferenz gehalten werden?" standen eine ganze Anzahl der schwarzen Brüder auf, und jeder hatte eine Einladung von seiner Gemeinde. Der Bischof wunderte sich sehr über die große Zahl der Einladungen und meinte, das sei ja ganz ausgezeichnet, daß die christliche Tugend der Gastfreundschaft in der betreffenden Konferenz so stark ausgeprägt sei. Daran könne manche Konferenz von Weißen sich ein Beispiel nehmen. Da stand ein alter schwarzer Vorstehender Aeltester auf, ehe darüber abgestimmt wurde, welche der zahlreichen Einladungen angenommen werden solle, und bat ums Wort.

"Bishop," sagte er, "you have often traveled on the steam cars, haven't you?"

"Why yes, brother," antwortete der Bischof lächelnd.

"Well, Bishop, when the train has been flying along at the rate of sixty miles an hour, did you ever happen to see a dog a-running like a streak of lightning, trying to catch that train?"

"Yes, brother," antwortete der Bischof, "I think I have."

"Well now, Bishop," fuhr der Schwarze fort, "if that dog would have catched that train, what would have happened to that dog? Tell me that, Bishop."

"Well, I suppose he would have been run over and killed," erwiderte er.

"These brethren that are clamoring for the next Conference remind me of that dog running after the train. He never expects to catch it, and even if he did, what on earth would he do with it after he got it? That's just the way with these brethren. They don't know what they are asking for. And if they got the Conference, they wouldn't know what on earth to do with it."

Ich lachte. „Ich denke, der Schwarze hat wohl recht gehabt, der hat seine Pappenheimer gekannt," sagte ich.

„So aber," fuhr der Häftlimacher fort, „ist's immer, wenn so einer dem Amt nachläuft. Er wird von demselben erdrückt, wenn er's bekommt, oder aber er wird eingebildet, noch viel eingebildeter, als er schon vorher war, und ganz unausstehlich. Er ehrt das Amt nicht, er verunehrt es und macht sich und ihm Schande."

„Glaubst du aber nicht auch," sagte ich, „daß keiner, der wirklich den rechten Begriff vom Predigtamt hat, von seiner Verantwortlichkeit, seiner Schwere und von den Anforderungen, die es an das persönliche Leben seiner Träger stellt, sich wirklich ins Amt drängt? Und daß ein solcher es nie von sich aus als Lebensberuf wählt, wenn er nicht dazu getrieben wird durch einen klaren, inneren, göttlichen Ruf? Denn wer irdische Vorteile drin sucht, ob's Menschenehre ist oder Bequemlichkeit oder sonst was, wird sich ja doch bald sehr getäuscht finden. Ist's nicht so?"

„Jawohl," antwortete er, „davon bin ich überzeugt. Und ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich hab' auch

einige ganz tüchtige Prediger kennen gelernt, die, soweit ein Mensch urteilen kann, ganz gewiß von Gott berufen waren, die hat das erste Bewußtsein von diesem Gottesruf fast mit Schrecken erfüllt. Die haben auch zu Gott gesagt: „Ich kann nicht," und es hat besondere Führungen genommen, bis sie endlich den Widerstand aufgaben und dahin kamen, zu sagen: „Ich will!" Der Moses ist nicht der einzige, der Gott gegenüber von einer schweren Zunge redete, oder von anderen Hindernissen. Und der Jonas ist auch nicht der letzte gewesen, der dem Herrn entfliehen wollte, als er ihm sagte: „Mache dich auf, und gehe in die große Stadt Ninive, und predige wider sie." Bei dem Jonas zwar scheint der Grund seines Davonlaufens nicht jenes tiefe, innere Gefühl gewesen zu sein, das in den zagenden Worten seinen Ausdruck findet: „Und wer ist hiezu tüchtig?" wie Paulus im zweiten Korintherbrief, 2, 16, schreibt, sondern vielmehr, so scheint es mir wenigstens, eine Unlust, eine Scheu vor den Mühen, die dieser Auftrag voraussichtlich bringen würde. Denn in eine große, gottlose Stadt zu gehen und wider sie zu predigen, konnte unter Umständen Verfolgung, Schmach, Kerker und den Tod nach sich ziehen. Es hat gemeint, in des Löwen Rachen hinein zu gehen, denn das Ninive war so eine Art Sodom und Gomorrah, zum Gericht reif. Nun war aber Jonas meiner Ansicht nach nicht eine furchtsame Natur, wohl aber zur Bequemlichkeit geneigt; deshalb lief er gen Joppe, ging auf ein Schiff, stieg hinunter und schlief. Und er hat wirklich geschlafen in all dem Sturm, bis ihn der Schiffsherr aufweckte. Er hat also keine besonderen Gewissensbisse gehabt. Das

Sprichwort sagt: „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen," mancher aber kann schlafen ohne ein Kissen. Es ist zwar auch wahr: „Nicht jeder, der die Augen zu hat, schläft," aber der Jonas scheint wirklich geschlafen zu haben. Und ein weiterer Beweis dieser Neigung zur Bequemlichkeit war sein Sitzen im Schatten seiner Hütte und des Kürbis dort, außerhalb Ninives. Er hat aber das nicht als Grund seines Davonlaufens angegeben, sondern ganz was anderes, wie wir im Anfang des vierten Kapitels des Buches Jona lesen. Mir scheint, er war zornig auf die Niniviten, nicht, weil sie so gottlos waren, sondern weil er um dieser ihrer Bosheit willen sein Land verlassen mußte, um zu ihnen zu gehen. Jetzt, da er einmal die Reise hatte machen müssen, die ihm so zuwider war, sollten sie auch dafür büßen, nämlich untergehen."

„Ist aber das nicht ganz unerklärlich?" frug ich.

„Nein," sagte der Häftlimacher, „so sind wir eigentlich von Natur. Hast du in deiner Bubenzeit nicht auch bemerkt, welche Genugtuung es manchen Buben gab, wenn ein anderer vom Lehrer tüchtige Haue bekam? Hätte der Lehrer dem Missetäter, der die Strafe vollauf verdient, gesagt: „jetzt komm her, du Schlingel," während er den Haselstock verheißungsvoll bog, um seine Elastizität zu prüfen, und hätte er dann aber, gerade ehe er den Kulpanten übers Knie legte, gesagt: „Jetzt geh' nur wieder an deinen Platz, ich vergeb' dir diesmal," wie wären die Mehrzahl der Buben so getäuscht gewesen, die sich schon auf das Jammergeheul gefreut. Und wenn heutzutage ein Missetäter, sage ein Mörder, öffentlich gehängt würde, es würden Tausende,

ja Hunderttausende herzu strömen, um womöglich der Exekution beiwohnen zu können. Das ist die menschliche Natur im tiefsten Grunde, sie hat eine ganz gehörige Dosis Grausamkeit in sich, was aber manche Leute Gerechtigkeitssinn nennen würden in solchem Fall."

„Dann hat also der Jonas auch nicht den rechten Amtsbegriff gehabt," warf ich ein, „und er hat doch mächtig predigen können, dem Erfolg nach zu urteilen."

„Freilich nicht," erwiderte er, „obwohl er predigen konnte. Ich hab' einen gekannt, der hat predigen können, daß die Weiber in der Versammlung alle Taschentücher voll geweint haben, die Versammlung hat einen manchmal, wenn der Prediger so recht im Zug war, an jene Beschreibung der Gegend am Jordan erinnert, von der es heißt, sie war schön und wasserreich, und doch hat derselbe Mann, wenn jemand ihn nachts holen wollte zu einem Kranken, ihm sagen lassen, er komme nicht, er müsse seine Nachtruhe haben. Und einem Sterbenden, der drunten am Flusse wohnte, etwas weit weg von der Pfarrwohnung, und der zu ihm sandte, ließ er sagen, er müsse halt in Gottes Namen sterben, wenn seine Zeit aus sei, er könne ihm doch nicht helfen, es werde aber wohl nicht so schlimm sein. Er wolle so wie so in den nächsten Tagen einmal da hinunter an den Fluß, um zu fischen, dann wolle er bei ihm vorsprechen. Ein netter Diener Christi, nicht wahr? Der kranke Mann ist auch in jener Nacht gestorben, die Angehörigen haben aber dann einen anderen Prediger geholt, um ihm die Leichenrede zu halten, und dafür hat der Mensch sie von seiner Gemeinde ausgeschlossen. Und doch meinten manche Leute, so wie

der könne kein anderer in der ganzen Stadt predigen. Nein, Jonas hat nach meinem Urteil nicht den rechten Amtsbegriff gehabt, und er hatte ihn nicht, weil er blind war über sich selber. Er macht es ja Gott zum Vorwurf, daß er gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte sei, und daß er sich des Uebels reuen ließe, und dem Reumütigen vergebe, anstatt, wie einer der Buben jener Klasse sagte, sie weg zu putzen. Das war überhaupt ein sonderbares Gebet, von dem wir dort lesen, denn es heißt: „Das verdroß Jona gar sehr, und ward zornig, und betete zu dem Herrn, und sprach." Das war mir ein nettes Gebet! Wenn der nächste Vers lauten würde: „Und das Feuer fuhr vom Himmel nieder und fraß Jona," oder so etwas ähnliches, das könnten wir ganz gut begreifen, nicht wahr? Es wird uns auch von David gesagt, als der Prophet Nathan ihm die Geschichte von dem reichen Mann erzählte, der dem armen Mann sein einziges Schäflein nahm und schlachtete, daß er ergrimmete mit großem Zorn wider den Mann, und daß er sprach: „So wahr der Herr lebet, der Mann ist ein Kind des Todes," u. s. w. Und wenn's nicht eben für diese unendliche, unbegreifliche Gnade und Langmut unseres Gottes uns Sündern gegenüber wäre, die auch dem Jonas zu gute kam, dann wäre er auch dort bei Ninive weggerafft worden und schon vorher. Aber nicht er allein."

„Ach," fuhr er fort, „es ist etwas in unserer Natur, das uns das Wort jener beiden Brüder, Jakobus und Johannes, so leicht verstehen läßt, das sie zu dem Herrn sagten, als die Samariter ihm die Herberge verweigerten, weil er auf dem Wege nach Jerusalem war:

„Herr, willst du, so wollen wir sagen, das Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias tat," als nämlich der König Ahasja, der gottlose Sohn des gottlosen Ahab, nacheinander drei Hauptmänner mit je fünfzig Soldaten aussandte, um den Propheten, der auf einem Berg vor der Stadt saß, zu holen, und Elias, auf die freche Aufforderung der beiden ersten hin, zu Ahasja zu kommen, Feuer vom Himmel fallen ließ, um sie aufzufressen. Denn was so ein Befehl, zu kommen, gemeint hat, wenn fünfzig Soldaten mit einem Hauptmann gesandt werden, um ihn auszurichten, liegt ja auf der Hand. Daran dachten die Jünger. Der Herr aber bedrohete die beiden Donnerskinder und sprach zu ihnen: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Solche Anwandlungen kommen uns zuweilen auch, nicht wahr? Aber D i e n e r sollen wir sein, nicht Gerichtsdiener. Gerichtsvollstrecker zu sein erfordert die ganze Fülle des Geistes, wie Petrus sie in den Pfingsttagen erhielt und hatte, als er dem lügenhaften Ananias und seinem Weibe den Tod ankündigte. Das war aber ein ganz anderer Impuls als der, der ihn bei der Gefangennahme Jesu trieb, dem Malchus das Ohr abzuhauen."

Der Häftlimacher schwieg, während er einen Gummiabsatz auf einen Mannesschuh befestigte, und ich dachte über das Gehörte nach und schaute ihm zu. Diese Absätze waren damals neu.

„Schau," sagte er, „manche Menschen gehen ihrer Naturanlage nach mehr auf den Absätzen, andere mehr

auf den Zehen. Die letzteren gehen mehr behutsam, die ersteren treten fester auf. Früher, und jetzt noch, haben manche ihre Absätze mit kleinen Eisenplatten beschlagen lassen, daß sie nicht so schnell abgenutzt werden, bald aber wird man alle mit Gummi beschlagen, das ist besser, und es hält auch länger. Ein Diener Gottes soll fest auftreten. Das meint aber nicht, daß er durch das Leben stampfe, wie ein Landsknecht. Er soll an den Beinen gestiefelt sein, fertig zu treiben das Evangelium, aber das des Friedens, nicht des Krieges. Mit anderen Worten, der rechte Amtsbegriff schließt Unduldsamkeit aus. Der Geist Christi ist nicht unduldsam. Es gibt Prediger, die nichts so gut können, als das Schimpfen über Andersdenkende. Wer das tut auf der Kanzel, der stellt sich allemal ein Armutszeugnis aus. 's ist immer ein Zeichen der Engherzigkeit, der Schwäche und der Geistesarmut. Ein Mann, der stark ist, und stark im Wort, braucht das nicht zu tun. Ein solcher hat die Ruhe der Kraft und der Tiefe. Es sind die kleinen Kochtöpfe, die schnell überkochen. Wenn einer, statt das Wort zu predigen, es im Gebrauch hat, über Katholiken, oder Lutheraner, oder Methodisten, oder Baptisten, oder irgend welche, die einen anderen kirchlichen Vornamen tragen, los zu ziehen, der ist, das wenigste gesagt, sehr dumm. Ein alter Bauer, der einen derartigen Pfarrer hatte, sagte nach solch einer Predigt gewöhnlich: „Heut hat unser Pfarrer wieder emol nix gwißt.“ Durch dieses dumme Richten und Verdammen ist noch keine Seele gerettet worden. Richten kann nur einer, und das ist Gott, und er tut's durch sein Wort. Das Evangelium muß richten, nicht ich.

Von ihm müssen wir uns richten lassen. Wenn also einer über andere loszieht, weil sie nicht gerade so denken, wie er, der hat nicht den rechten Amtsbegriff, und er ehrt das Amt nicht. Ein Vater mag viele Söhne haben, damit ist aber noch nicht gesagt, daß sie alle Jakob, oder Johann, oder Peter, oder Andreas, oder Matthäus heißen müssen. Sie brauchen sich auch alle nicht aufs Haar gleich zu sehen, noch auch ganz genau dieselbe Kleidung tragen, sie sind doch Brüder, ob auch der eine vielleicht buntere Farben liebt als der andere, und der Dritte wieder seinen Rock eng und zugeknöpft haben will, während der Vierte, der vielleicht beweglicherer Natur ist, mehr Raum haben muß, wenn nicht alle Nähte reißen und alle Knöpfe wegfliegen sollen, wenn er sich einmal recht freut. Wenn sie nur alle den Vater lieb haben und ihm gehorsam sind, und einander lieb haben. Wenn die Verschiedenheit der Erdennamen, denn sie sind ja nur für die Zeit berechnet, so vom Uebel wäre in der Familie Gottes, dann hätte der Vater, anstatt ihnen diese Namen zu gestatten, einfach jeden numerieren können, und dann gäb's erst recht Streit, wenn nicht alle Numero Eins sein könnten."

„O Bruder," fuhr er fort, „das heilige Amt ist so hoch und so herrlich für den, der's recht ansieht, und nur für den. Denn dieser rechte Amtsbegriff schließt noch etwas ein, und das ist die Persönlichkeit des Predigers, oder des Lehrers. 's ist nicht in erster Linie, was du weißt und was du hast, sondern was du bist. Und wen Gott beruft zum Prediger, dem sagt er damit nicht nur: „Ich will dir etwas geben," sondern vor allem: „ich will etwas aus dir machen." Deshalb

ist die Grundbedingung Demut, denn nur wer sie hat, kann lernen. Zum Amt berufen zu sein, meint: Kommt und lernet von mir, und dann geht und lehrt andere zu kommen. Ehe er einen Menschen in seinem Dienste brauchen kann, muß er etwas aus ihm machen. 's kommt so viel auf die Persönlichkeit an. Es muß einer ein Mann sein, ein Mann, nicht gemessen mit der Elle, sondern nach dem Maß des vollkommenen Alters Christi. Es kann einer ein Mann sein, wenn er auch nur fünf Fuß lang wäre, und es kann einer, der sieben Fuß mißt, doch noch ein großes Kind sein. Ein Mann, der ein starkes Rückgrat hat, und doch dabei Gnade genug, sich zu beugen. Ein Mann, bereit, jedem zu dienen, der allerlei Leuten alles werden kann, und doch dabei kein Waschlappen. Ein Mann, der nicht rechthaberisch ist, und den man doch nicht kneten kann, wie ein Stück Teig. Ein Mann, der Mut genug hat, dem Uebeltäter, und säße er auf dem Königsthron, zu sagen: „Du bist der Mann!" und der doch auch wieder Geduld und Nachsicht hat mit den Schwachen und Irrenden. Ein Mann, der einen weiten Ausblick hat in die große Zukunft des Werkes Gottes, und einen tiefen Einblick ins Wort und ins eigene Herz."

„Bruder," sagte der Häftlimacher, „ich habe Prediger gekannt, wenn sie in ein Haus kamen, in dem schweres Leid eingekehrt war, haben sie Trost und Ruhe gebracht schon durch ihre bloße Gegenwart, ohne noch ein einziges Wort geredet zu haben. Es war die Atmosphäre, die sie umgab. Ich denke mir, so muß Barnabas einer gewesen sein, der ein Sohn des Trostes genannt wurde. Und wenn sie dann Trostesworte

redeten, dann war's, als klängen die innersten Saiten einer in mancherlei Anfechtungen stark gewordenen Seele mit, als wären Engel Gottes mit ihnen eingetreten, die für jedes ihrer Worte ein tief im Herzen nachhallendes Amen hätten. Es lag in ihrer Persönlichkeit, die vom Geist des Meisters durchglüht und getragen war. Und ich habe andere gekannt, die auch geredet haben. Und es war, als wenn ein ungezogener Junge mit seinen Absätzen auf einem blechernen Piano einen Trauermarsch spielen wollte. Und so einer war so wenig an seinem Platze, als eine alte Dudelsackpfeife in einem Kirchenchor. Dort redete ein in manchem Sturm in den Tiefen der großen Gottesverheißungen zur Ruhe gekommener bewährter Freund. Hier quietschte und krächzte und schnarrte ein abgenutzter Phonograph, zu Deutsch Schwätzmaschine, eine schon tausendmal gemordete Melodie eines geistlich sein sollenden Liedes. Das war der Unterschied. Ein rechter Prediger, der den rechten Amtsbegriff hat, und dem sein Amt immer größer wird, je größer er selber wird innerlich, gleicht einer hoch und höher wachsenden, weit und immer weiter sich ausbreitenden Eiche, in deren starker Krone der Abendwind seine leisen Melodien flüstert, und der Sturm seine gewaltigen Choräle braust. Und der Prediger, der sein Amts-Erstgeburtsrecht verkauft hat durch Trägheit, oder Jagen nach irdischem Gewinn, oder für Menschenehre, dem offenbart Gott nichts mehr; er predigt aber immer noch, obwohl er schon lange nichts mehr zu sagen hat. Und so gleicht er zuletzt einem solchen abgenutzten Phonographen, der immer nur dieselben alten Melodien daherkrächzt, wenn

er wieder aufgezogen ist, und mit jeder Wiederholung schlechter. Da drüben über der Straße ist eine Familie eingezogen vor einigen Monaten, die haben so einen Marterkasten, den sie gewöhnlich Sonntags in Gang setzen. So ein Ding eignet sich wohl für Tanzmusik, da ist solch klägliches Geklöne für solche, die darnach Verlangen haben, passend. Aber hie und da einmal kommt den Leuten ein schwacher Hauch einer früheren religiösen Erinnerung. Und dann setzen sie die Rolle hinein, auf der die alte Melodie: *Home, sweet Home* verzeichnet ist. Da ist's dann fürchterlich. Ich hoffe, die Leute haben keinen verlorenen Sohn in der Fremde. Wenn der heim käme an einem Sonntagabend und hörte das Lied, wie's die Abendstille durchschneidet, als ächzten es verquetschte, verlorene Geister unter einem surrenden Mühlsteine hervor, er machte sogleich wieder kehrt, und das hungrige Grunzen derer, die er gehütet draußen auf dem Acker jenes Bürgers im fernen Lande, an den er sich in seinem Elend gehängt, käme ihm beruhigend vor gegen diese Nervenqual."

„Schau," sagte er, „ich kenne auf Erden keinen höheren Genuß, als einer rechten Predigt zuhören zu dürfen, die aus der Tiefe des Wortes Gottes heraus durch ein zu ewigen Harmonien gestimmtes Menschenherz hindurch an mein Herz klingt. Dann redet Gott zu mir. Und einen Prediger, der doch auch nur ein armer Mensch ist, durch den aber Gott in seiner Gnade so reden kann, könnten Engel beneiden, wenn sie überhaupt Neid kennten, was ja nicht der Fall ist, aber es könnte sie wohl nach solchem Amte gelüsten. Es hat einmal vor Jahren ein noch junger Prediger eine Pre-

digt hier gehalten, in der Gott redete. Das ist ja Gott sei Dank auch seitdem vielen hier gegeben worden, und bis heute, aber ich führe jenen Fall an, weil ich nachher einen Zuhörer sagen hörte: „Ich gäb fünf Taler, wenn ich so predigen könnte.“ So, dachte ich, ganze fünf Taler? Wäre das der Kaufpreis? 's kostet mehr als das! Auch mehr als vier, oder sechs, oder acht Jahre Studierens. 's kostet viel mehr. Wie viel denn? Ei, das ganze Leben! 's hat alles gekostet, was der junge Prediger hatte. Alles, alles! Alle seine früheren Wünsche, alle seine Pläne, alle seine Aussichten für eine gemächliche Zukunft im Geschäft seines wohlhabenden Vaters. Was hat's gekostet? Sein Leben. Und der Preis ist nicht zu hoch. Es war's ihm wert. Das ist der rechte Amtsbegriff vom geistlichen Amt. Das hat einer dafür zu bezahlen, hinzugeben an ihn, der zu den ersten Predigtamtskandidaten gesagt: „Ihr habt nicht mich erwählet, sondern ich habe euch erwählet, und gesetzt, daß ihr hin gehet und Frucht bringet, und daß eure Frucht bleibe!“

„Andererseits aber gibt's auch nichts Erbärmlicheres auf der Gotteswelt als einen Prediger, der nicht predigen kann, weil er meint, wie jener Sonntagschullehrer Böhnlein, irgend etwas sei gut genug. 's ist ein Frevel am Wort und eine Sünde an den Zuhörern.“

Der alte Mann schwieg. Mir bebte das Herz, während ich ihm zugehört, und die Kehle war mir wie zusammengeschnürt. Zwei Worte hämmerten in meiner Seele wie aufgeregte Pulsschläge; das eine: „Predige das Wort!“ und das andere: „Wer ist hiezu tüchtig?“

Und ich konnte nichts erwidern. Er merkte, was in mir vorging, denn er hatte das Feingefühl der Liebe für seinen jungen Prediger, und er frug nach einer Weile: „Was denkst du? Was quält dich?"

„Ich kann dir das gerade jetzt nicht sagen," antwortete ich ihm mit stockender Stimme. Da schaute er mich mit seinen treuen Augen voll an und sagte:

„Hab' nur Mut, ei, hab' nur Mut,
Es wird dennoch gehen gut!
Wirst du auf dem Posten wachen,
Wirst du schon noch Beute machen,
Siegen in des Lammes Blut!
Hab' nur Mut, ei, hab' nur Mut!"

„Und," schloß er, mir die Hand reichend, denn ich war aufgestanden zum Gehen, „du bist mir schon oft zum Segen geworden, und gerade deshalb, weil's dir oft so zu Mut ist. Verlaß dich drauf, wenn ich sähe, daß du in Gefahr wärest, würde ich dich als Bruder und Freund drauf aufmerksam machen. Und ich bete immer für dich. Komm nur bald wieder."

„Ich danke dir," sagte ich.

IX. Kann man alle Leute gleich lieb haben?

Ich sah in einem Garten
In einem stillen Tal
Vieltausend Blumen blühen,
Geweckt vom Sonnenstrahl.

Und in den tausend Kelchen
Erglänzte wundermild
Aus einem Tau von Perlen
Des Himmels lichtes Bild.

Es war derselbe Himmel,
Der aus den Blumen lacht,
Doch säumt' ihn eine jede
Mit *ihrer* Farbenpracht.

So spiegelt sich auf Erden
In dir das ew'ge Bild,
Umrahmt vom Farbenglanze,
Der *dein* Gemüt erfüllt.

So preise du den Heiland
Durch *deine* Eigenart,
Wie Er sich deinem Wesen
Besonders offenbart.

's ist *deine* Gnadengabe,
Denn dadurch kommst du ja
Dem einen und dem andern
Hier schon besonders nah.

Kann man alle Leute gleich lieb haben?

Es vergingen mehrere Wochen, bis ich wieder zum Häftlimacher kam, d. h., ich sah ihn wohl ab und zu für einige Augenblicke, um ihm im Vorbeigehen „Guten Tag“ zu sagen, aber für eine längere Unterhaltung, wie ich sie so gerne mit ihm pflog, fehlte die Zeit. Auch war's mir zu Ohren gekommen, daß einige in der Gemeinde sich darüber aufhielten, daß ich so oft bei dem alten Manne sei. Wohl waren es nur solche, denen er in seiner geraden, offenen Weise, aber in aller Liebe, einige Dinge gesagt, in seiner Stellung als Verwalter, die ihnen zu ihrem eigenen Heil gesagt werden mußten, und die ihnen nicht gefielen, weshalb sie es ihm nachtrugen. Häftlimacher hatte nun zwar das vollste Recht dazu, und auch die Pflicht, denn er bekleidete auch das Amt eines Ermahners in der Kirche. Und er übte es gewissenhaft aus, nicht nur, wenn er eine Bekenntnisstunde leitete, sondern auch manchmal privatim. Und er hatte den nötigen Takt in der Ausübung dieser seiner Amtspflichten. Er besuchte Kranke und Alte und solche, welche in schweres Leid gekommen waren, regelmäßig, nebst den Fremden, die er einlud zu den Gottesdiensten, und er war überall gern gesehen, denn er tat diese, bei seinem Alter nicht leichte Arbeit um Christi willen. Er machte es nicht wie jener Leichenbestatter, der auch zuweilen Besuche machte, aber

nur wo Schwerkranke in einem Hause waren, an deren Aufkommen gezweifelt wurde, sonst nirgends. Und weil noch zwei andere in der Nachbarschaft auch in demselben Geschäft waren, konnte man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie behaupteten, der Mann mache eigentlich nicht Kranken-, sondern Geschäftsbesuche, und sie hatten recht. Diente es doch weder dem Schwerkranken noch seinen Angehörigen zum Trost, wenn er mit seinem in lange Falten gezogenen professionellen Sarggesicht ins Haus trat und mit halblauter, trüber Unkenstimme frug, wie's gehe. Und dem etwas derben alten deutschen Arzt hat's weder der Kranke noch seine Angehörigen übel genommen, als er einmal den betreffenden Leichenbestatter, der in ein Haus kam zur Zeit eines seiner ärztlichen Besuche, an der Türe abwies mit den Worten: „Wenn Sie wieder einmal kommen wollen, dann warten Sie, bis mein Patient entweder gesund oder tot ist.“ „Ich wollte aber nur sehen, wie's mit ihm ist,“ protestierte der Mann. „Das kann ich Ihnen sagen,“ antwortete er, „es ist mit ihm gerade jetzt so, daß er kein Brechmittel vertragen kann.“ Damit machte er ihm die Türe vor der Nase zu.

Nein, derartige Besuche machte mein alter Freund nicht. Er fiel auch nicht mit der Tür ins Haus, einerseits, und ging auch nicht, andererseits, um eine Sache herum, wie die Katze um den heißen Brei. Wenn einer z. B. von Chicago nach New York reisen will, dann stehen ihm zur Erreichung dieses Zieles zwei Wege offen. Er kann von Chicago aus ostwärts fahren in direktester Richtung durch Indiana, Ohio, Pennsylvania und den Staat New York, bis er in der Welt-

stadt gleichen Namens ankommt, in gerade 21 Stunden mit dem schnellsten Zug. Er kann aber auch von Chicago aus westwärts fahren durch die mittleren und westlichen Staaten, über das Felsengebirge nach San Francisco. Von dort aus über den Pacifischen Ozean nach China; quer durch Asien und Europa an den Atlantischen Ozean und über denselben nach New York. Also um die ganze Welt herum. Es gibt solche Menschen, die in der Erreichung eines Zieles den weitesten Umweg machen. Der Häftlimacher schlug den geraden Weg ein, aber mit Bedacht, denn er hatte die nötige Umsicht; und er ging durch die rechte Tür, denn ihm fehlte auch nicht die nötige Einsicht in der Ausführung seines Ermahneramtes. Er selber drückte es so aus: „Wenn einer eine feine Taschenuhr reparieren will, dann darf er dazu keinen hundertzentnerigen Dampfhammer nehmen; und wenn einer einen Spatz fangen will, der auf dem letzten Baum eines meilenlangen Waldes sitzt, dann klettert er nicht erst an allen anderen Bäumen des Waldes hinauf und herunter der Reihe nach, bis er an den letzten kommt, auf dem der Spatz vor ein paar Monaten gesessen.“ Wenn der Häftlimacher also zu einem kam, dem er etwas zu sagen hatte, dann unterhielt er sich nicht erst stundenlang mit ihm über das Wetter oder andere Allgemeinheiten, und wenn er wieder fort war, dann brauchte der, den er besucht, nachher nicht eine ganze Woche lang nachzugrübeln darüber, was der alte Mann eigentlich gewollt. Gerade Menschen lieben die Geradheit, bei krummen ist's anders. Und es gab auch dort, wie überall, einige krumme. Und die waren dann nicht gut auf ihn zu

sprechen, und es war einer von der Sorte, der die Bemerkung gemacht, ich säße immer bei dem Häftlimacher.

Mein eigenes Gewissen aber machte mir keinerlei Vorwürfe darüber. Schon deshalb nicht, weil die Stunden dort nicht nur keine vergeudeten waren, sondern sogar sehr gut angewandte. Auch fielen diese meine längeren Besuche bei ihm gewöhnlich auf den Montag. Der Prediger hat ja nun nicht gerade einen „blauen Montag", und doch sollte er nach den Anstrengungen des Sonntags eine Ruhepause haben, einige Stunden der Ausspannung, und die fand ich in der Gesellschaft meines alten Freundes und in seiner Unterhaltung.

Ich hatte den ganzen Sonntag in der Landgemeinde zugebracht, wie gewöhnlich einmal im Laufe des Monats (an den übrigen Sonntagen war ich nachmittags draußen), und war am Montag heimgekommen. Nach dem Mittagessen, das bei meiner derzeitigen Junggesellenwirtschaft nicht viel Zeit in Anspruch nahm, kehrte ich wieder in der Schusterbude ein.

„Hast einen guten Sonntag gehabt?" frug der Häftlimacher. Und als ich bejahte, fuhr er fort:

„Ueber was hast gepredigt?"

„Des Morgens über: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst," und des Abends über die Frage: „Wer ist denn mein Nächster?" antwortete ich. „Aber," setzte ich hinzu, „es sind mir seitdem etliche Zweifel gekommen, und die gipfeln in der Frage, ob man alle Menschen als Christ gleich lieb haben könne, so lieben, wie sich selbst."

In dem Augenblicke drang der Schall einer Kinder-

stimme von der Straße herein: „Johannisli! O Johannisli!" und nach einigen Minuten wiederholte sich der Ruf. Der alte Mann stand auf und ging an die Tür. Draußen stand ein kleiner Junge am Staketenzaun und schaute zwischen den Latten durch. Er rief noch einige Male und als Johannisli nicht antwortete, entfernte sich der Kleine langsam. Nach einer Weile kam Johannisli hinter dem Hause hervor an die Tür der Bude.

„Johannisli," sagte der Großvater, häscht du dä Bueb nit ghört, der dir grüeft hät?"

„Jo, Großvatter," antwortete das Büblein, „aber ich ha nit cho welle" (kommen wollen).

„Worum nit?"

„Ich ha gwüßt, wer's ischt, und ich will nüt mit ihm z'tüend ha" (zu tun haben).

„So," antwortete der Großvater, „worum nit? Ischt er bös?"

„Nei," sagte Johannisli in seiner bedächtigen Weise, „aber langwielig, ich spiel lieber mit em Türk, oder elah (allein)."

„Du sötscht aber doch mit ihm spiele, wenn er nit bös ischt," antwortete der Alte, „er hät vielleicht keine andere Buebe, mit denen er spiele cha."

„Jo, Großvatter, er hät anderi, aber er chunt bloß zue mir, wenn di andere nit diham (daheim) sind."

Der Großvater schaute ihn so sinnend an, und nach einer kleinen Pause frug Johannisli: „Häscht du mit alle Buebe g'spielt, wo du chli gsi bischt?" (klein gewesen bist).

Der Großvater sagte nichts, und das Büblein lief davon mit den Worten: „Ich weiß, du häscht nit."

„Das ist auch eine Antwort auf deine vorhin geäußerte Frage," wandte sich der Häftlimacher zu mir, „wenn auch nicht die einzige, denn die Frage ist nicht einfach, ob man alle Menschen gleich lieb haben könne."

„Ist nicht ein Unterschied in dem Gefühl, oder in dem Grad des Gefühls, das wir Liebe nennen?" frug ich, „ich meine nun nicht verwandtschaftliche, sondern einfach christliche Liebe, wie sie das Kennzeichen und Motiv eines jeden Gotteskindes sein soll?"

„Jawohl," sagte der Häftlimacher, „aber wenn ich eine direkte Antwort geben soll auf die Frage, ob ein Christ alle Menschen ohne Unterschied in gleichem Maße lieb haben könne, dann sage ich: Nein, man kann's nicht."

„Ja, es heißt aber: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst," entgegnete ich, „und in diesem „als dich selbst" ist doch kein Unterschied?"

„Nein, das nicht, aber man kann einen Menschen mehr lieben als sich selbst. Diese Liebe, — und niemand hat größere denn sie, — setzt den, der sie hat, instand, sein Leben zu lassen für seine Freunde. Und nicht nur für seine intimen Freunde. Paulus hat sie gehabt, denn es ist diese höchste Höhe aller Bruderliebe, aus deren Glut heraus er gesagt: „Ich habe gewünscht, verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundeten sind nach dem Fleisch, die da sind von Israel, welchen gehöret die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, welcher auch sind die

Väter und aus welchen Christus herkommt nach dem Fleische, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit." (Röm. 9, 3—5.) Denk einmal, was das für diesen größten aller Apostel gemeint hat! Von Christo verbannet zu sein! Weg von Ihm, für den er alles geopfert, um des willen er alles für Schaden geachtet, damit er Ihn gewinne! Weg zu sein von Ihm, der ihm mehr war als den meisten anderen Nachfolgern. Zu verzichten auf die Gemeinschaft mit Ihm, auf die Seligkeit bei Ihm, auf den Himmel, wenn durch dies sein Verzichten seine Brüder, die von Israel sind, gerettet würden! Das meint lieben, mehr, denn sich selbst."

„Ja," fuhr er fort, „es gibt Gradunterschiede in der Liebe. Und auch, wie mir scheint, Art-Unterschiede, wie schon die Elternliebe, die Gattenliebe und die Kindesliebe im Gebiet des Natürlichen voneinander verschieden sind. So lesen wir von der Bruderliebe, der Freundesliebe und der Feindesliebe. Zwar gibt es Menschen, die einen etwas sonderbaren Begriff haben von der christlichen Liebe überhaupt. Es haben einmal zwei Glieder ein und derselben Gemeinde etwas gegeneinander gehabt. Beide waren nicht gut aufeinander zu sprechen, und eins verklagte das andere beim Prediger. Der redete mit beiden persönlich und suchte beide zu versöhnen, aber beide bestanden auf ihrer Meinung. Da sagte er zu dem einen: „Du solltest deinen Bruder, der nach deiner Meinung an dir gesündigt, nicht hassen, sondern lieben." „Ich liebe ihn auch," kam die Antwort, „aber als meinen Feind." „Ja," sagte der Prediger, „dir geht es wie ein paar anderen, die ich kenne. Die waren auch lange voneinander entzweit, aber end-

lich nach einigen Jahren und nach vieler Mühe gelang es, ein Uebereinkommen zustande zu bringen zwischen beiden. Der Streit wurde beigelegt, aber das geschwisterliche Verhältnis war nicht wieder hergestellt. Sie trugen die Sache einander doch noch nach. Da sagte der Prediger zu der einen, einer schon bejahrten Frau, die sonst aufrichtig war und auch in der Streitsache der unschuldigere Teil gewesen: „Du solltest deinem Bruder jetzt, da er es soweit recht gemacht, auch von Herzen vergeben.“ „Ja,“ sagte sie, „ich hab’ ihm auch vergeben, aber ein Spitzbub ist er doch.“

„In solchem Fall,“ fuhr der alte Mann fort, „ist die Versöhnung eine leere, nichtssagende Form, und solches Vergeben ist kein Vergeben. Denn wenn ich dem Bruder, der an mir gesündigt, von Herzen vergebe, dann meint ja das, daß die Sünde, das mir angetane Unrecht, hinweg sein solle. Wenn Gott mir meine Sünden vergibt, dann sieht er mich von dem Augenblicke an nicht mehr für schuldig an, ich bin es nicht mehr vor ihm, denn er hat mir ja vergeben, das meint, daß das, was zwischen uns war, hinweg getan ist. Er hat den Schuldschein zerrissen, die Schuld ist getilgt in seinen Augen, er sieht mich an, als hätte ich es nicht getan. Deshalb hat der Dichter recht, der von der Vergebung von Gottes Seite aus singt:

„Vergeben und vergessen
Hast du all meine Schuld.“

Ach, wenn wir Menschen nur auch immer so vergeben würden! Und doch müssen wir’s lernen, denn Gott vergibt uns unsere Schuld nur so, wie wir unseren

Schuldigern vergeben. 's ist so ein ernstes, richtendes, ja zweischneidiges Wort, das der Herr gesprochen: „Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben."

„Ja," sagte ich, „da wird aber mancher einmal schrecklich getäuscht werden, der nicht recht vergeben hat, wenn er ausfindet, daß seine eigene Schuld, die er vergeben wähnte, noch im Buche Gottes steht."

„Hast recht," sagte er, „und die Schulden anderer gegen uns, die wir nur zum Schein vergaben, aber nicht weg getan, nicht vergessen, sind auch eine persönliche Last. Wenn einer an mir sich versündiget, und ich vergebe ihm nicht wirklich, dann bringt jede dieser unvergebenen Schulden eine Last auf meine Seele, denn mein Nicht-Vergeben ist ja auch Sünde, so gut, wie die gegen mich begangene. Und sie bringt noch eine andere Last, die des Mißtrauens, das sich in mir dann festsetzt. Und weil ich so mehr und mehr mit Mißtrauen gegen meine Nebenmenschen erfüllt werde, weil ich ja nicht vergeben will, komme ich dahin, an anderen Fehler zu erwarten und vorauszusetzen und endlich geradezu zu suchen. Es hat einmal ein Bruder, der gefragt wurde, wie es ihm gehe, geantwortet: „Nicht gut, denn ich leide an einer Ansammlung von Erkältungen." Ich weiß nicht, wo er sie alle gehabt hat, ob sie gleichmäßig über seinen Körper verteilt waren, oder ob er sie alle im Kopf gehabt hat. Der muß ein wandelndes Hospital gewesen sein, oder ein Eishaus. Und ein Christ, oder besser gesagt, ein Mensch, — denn einen Christen kann man so einen kaum nennen, der immer nur die Fehler anderer wahrnimmt und sie im Ge-

dächtnis behält, ist so eine Art geistlicher Lumpensammler, der in allen Winkeln und Hinterhöfen herumstreicht und allerlei Zeug auflieſt, das er dann in seinem Lumpensack mitträgt, bis der Sack endlich so schwer wird, daß er ihn zu Boden drückt. Und die Zunft dieser Lumpensammler ist größer, als man meint. Und wenn du zu so einem kommst, dann sitzt er dort und sortiert seine aufgelesenen Lumpen, und er klagt und räsoniert über alle anderen, und es ist kein Haus in der ganzen Stadt, wo er nicht schon Lumpen gesammelt, und es ist kein einziger Mensch, an dem er nicht etwas auszusetzen hat. So einer und so einem, die zu der Zunft der Klagebasen und Schmähvettern gehören, kann's auch der liebe Gott nicht recht machen. Und er zeichnet sie auch, dåß man sie kennt und sich vor ihnen in acht nehmen kann. Sie zeigen's in ihrer Physiognomie, in ihrem Gesichtsausdruck. Und wenn du so einen kommen siehst und befürchtest, er könnte bei dir einkehren wollen, dann fühlst du, als möchtest du es machen, wie ein Apotheker, den ich kannte, der zuweilen mitten am Tag seinen Laden zuschloß und ein Schild aushing, auf dem zu lesen war: „Spazieren gegangen. Werde in einer Stunde zurück sein.“

„Kannst du nun so einen so lieb haben und dich so zu ihm hingezogen fühlen, als zu einem aufrichtigen Bruder? 's ist einfach nicht möglich und es geht gegen die Natur. Man kann und soll sie lieb haben, aber diese Liebe, wenn sie echt ist, wird dich dann dazu treiben, ihnen mit sanftmütigem Geist, aber so deutlich und so bestimmt, daß auch die Toren nicht irren können, die Geschwüre ihrer verderbten Denkweise zu öffnen und

auszuwaschen und zu verbinden, und ich würde so einen auch nicht vorher chloroformieren, die Operation hat mehr Aussicht auf Erfolg, wenn sie ihnen bewußt ist."

„Es kann aber einer leicht in dies Fehlerfinden und -suchen hinein kommen," fuhr er fort, „ja ein jeder, der nicht wacht und betet. Der Anfang ist so leicht. „Aller Anfang ist schwer," sagt das Sprichwort, aber ein einziges Geschäft bildet darin eine Ausnahme, es ist das Geschäft des Lumpensammelns, da ist der Anfang leicht, weil der Sack noch leer ist. Ja, man kann und soll allen Menschen vergeben, aber man kann nicht gerade alle gleich lieb haben."

„Ja, hängt aber das Vergeben nicht mit dem Maß unserer Nächstenliebe zusammen?" frug ich.

„Jawohl," entgegnete der Häftlimacher, „aber es erfordert auch ein größeres Maß Liebe unsererseits, dem einen zu vergeben, als dem anderen. Das kommt ganz auf die Stellung an, die einer in deinem Herzen einnimmt. Je näher dir ein Mensch steht, desto weher tut's, wenn er sich gegen dich verfehlt, und ein desto größeres Maß Liebe erfordert es, ihm zu vergeben. Deshalb schlägt mit Füßen getretene Freundschaft so tiefe Wunden. Die Verleugnung des Petrus hat dem Heiland viel weher getan als alle die Schläge und die Schmähungen der Kriegsknechte. Der Christ kann alle Menschen lieb haben, wenn und weil er den Heiland liebt, der für alle gestorben, und er kann's, weil jeder einzelne etwas Liebenswertes an sich hat, und weil in jedem einzelnen herrliche Möglichkeiten liegen, die Wirklichkeiten werden können durch die Kraft der Er-

lösung, wenn ein Mensch sie an sich Halt nehmen läßt. Ein Christ schaut seinen Nebenmenschen mit anderen Augen an, als der Nichtchrist. Das meint nicht, daß er blind ist für dessen Fehler. Denn die wahre Bruderliebe ist keine Affenliebe. Paulus schreibt von der Liebe im ersten Korintherbrief im 13. Kapitel: „sie verträgt alles", — oder, nach der genaueren Uebersetzung von Weizsäcker, „sie deckt alles zu, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles". Das meint aber nicht, „sie sieht nichts". Denn kein Auge ist so scharf wie das der Liebe. Und gerade, weil sie sieht, glaubt und hofft und duldet sie alles. Jetzt, wenn die Liebe einen sieht, der tief gefallen, und der im Schlamm der Sünde sich wälzt, dann denkt sie nicht: „Oh, das ist ja gar nicht so schlimm," nein, sie sieht das tiefe Verderben, die Unreinigkeit, aber sie sieht auch und weiß, daß das Blut Christi auch dies heilen und wieder zurecht bringen kann, und sie sieht, daß der Fall nicht hoffnungslos ist. Sie sieht aber auch den Weg, den einen, einzigen, wie es geschehen kann, den Weg ernster, tiefgehender Buße und lebendigen Glaubens an den Herrn. Wir leben nun zwar in einer Welt des Betrugs und der Täuschung. Und die Macht der Finsternis ist groß. Der Teufel und seine Anhänger, seine Sklaven, richten ihre Angriffe aber immer gegen das Höchste und Edelste. und das ist die Liebe, sie zu täuschen und zu hintergehen; und wenn irgendwo ein Mensch ist, der die Liebe und Barmherzigkeit fleißig übt, dann sucht er sie zu mißbrauchen. Das Sprichwort sagt: Die schlecht'sten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. Die Liebe glaubet nun zwar alles, aber sie ist deshalb nicht

leichtgläubig. Liebe haben meint nicht, sich von irgend einem miserablen Heuchler ein X für ein U vormachen lassen. Und wenn so ein Mensch zu mir kommt und mich erbärmlich anlügt, weil er denkt, ich sei so eine Art frommer Pudding, so ein leichtgläubiges altes Schaf, an dem jeder Wolf seine Fänge probieren könne, dann kommt er an den Unrechten. Denn so hat's der Heiland, der uns mahnt, klug zu sein, wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben, nicht gemeint, als er gesagt zu den Seinen: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe." Und wenn ich so einen Wolfsmenschen, der nun zwar auch mein Nächster ist, wirklich lieb habe, dann treibt mich gerade diese Liebe, ihm die Augen zu öffnen über mich und ihm aus dem Nebel zu helfen. Schon die natürliche Liebe, sofern sie wirklich echt ist, ist nicht blind. Und nicht-blind-sein meint, die rechten Mittel anwenden, die dem Nächsten zum Heile dienen. Da drüben wohnt ein junges Ehepaar, das ein einziges Büblein hat von fünf Jahren. Der Mann ist Geschäftsreisender und kommt nur alle paar Wochen einmal auf einige Tage heim. Der Kleine wird kläglich verzogen von seiner Mutter. Er regiert sie wie ein Tyrann, so jung er ist. Ich hab' schon gesehen, daß er mit der Faust ihr ins Gesicht geschlagen und mit den Füßen nach ihr gestoßen. Aber alles, was sie dazu sagte, war: „Aber Willie, das mußt du nicht tun" in gar sanftem Ton, und dann hat er's grad wieder getan, und sie hat bloß geantwortet: „Aber Willie!" Und als eine Nachbarsfrau ihr über diese ihre unverzeihliche Schwäche und Torheit Vorstellungen machte, sagte sie in beleidigtem Tone: „Ach, ich kann meinen

Willie nur mit Güte behandeln, ich hab' ihn viel zu lieb, ihm ein rauhes Wort zu geben, und er ist eben manchmal ein wenig nervös." Wenn aber der Vater heimkommt, ist's anders, und der Kleine ist dann auch wie umgewandelt, so sanft, daß seine Mutter hundertmal des Tages sagt: „Willie, du mußt krank sein, du bist ja gar nicht natürlich." Sein Vater hat ihn auch lieb, wirklich lieb, und gerade, weil er ihn so recht lieb hat, hat er, als der Willie es einmal ihm gegenüber so machen wollte, wie er es der Mutter macht, ihn aus Liebe dermaßen verhauen, daß der Kleine ihm jetzt aufs Wort folgt. Nein, die Liebe ist nicht blind, sie verhätschelt nicht, sie heißt nicht weiß, was schwarz ist, sie ist w a h r."

„Man fühlt sich aber auch als Christ nicht zu allen Menschen in gleichem Maße hingezogen," warf ich ein, „auch nicht zu allen Brüdern, wenigstens mir geht's so."

„Mir auch," sagte er, „aber das schließt die Liebe nicht aus. Denn die praktische Definition derselben ist nach dem Wort des Herrn, geredet zu den Schriftgelehrten in der Geschichte von dem Samariter und dem unter die Mörder Gefallenen, Lukas 10, Barmherzigsein, Helfen. Das aber kannst du auch gegenüber denen, zu denen du dich nicht besonders hingezogen fühlst. Wenn ein Mensch ins Wasser fällt durch ein Loch im Eis und du bist in der Nähe und kannst schwimmen, dann frägst du dich nicht erst lange, ob du dich besonders zu ihm hingezogen fühlst, und ob er, der da unten mit dem Tode ringt, dir sympathisch sei oder nicht, du springst einfach hinein und suchst ihn zu packen, ehe er dich packt. Die sieben Almosenpfleger in der Gemeinde

zu Jerusalem hatten manchen Dürftigen zu helfen und ohne Zweifel waren die einen und anderen dem einen und anderen auch mehr oder weniger sympathisch als andere. Aber darnach durften sie nicht fragen, darnach fragten sie auch nicht, sie sahen einfach in aller Treue dazu, daß niemand, der der Hilfe bedurfte, übersehen wurde. Der Herr erbarmet sich aller seiner Werke, und er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Wir aber sollen vollkommen sein, gleichwie unser Vater in dem Himmel vollkommen ist."

„Schau," fuhr er fort, „die Menschen sind auch noch nach ihrer Bekehrung verschieden, nach Naturell, Temperament und Gemütsanlagen. Und „gleich und gleich gesellt sich gern", auch in der Gottesfamilie auf Erden, und wahrscheinlich auch im Himmel. Wir Menschen haben nicht alle dieselbe geistige Färbung; die einen sind heller, die anderen dunkler. Wenn wir nur alle den Heiland recht lieb haben. Und wenn's dir deiner geistigen Beschaffenheit nach schwerer wird, dich von zwei Menschen dem einen zu nähern, obwohl sie beide liebe Brüder sind, dann ist das kein Beweis davon, daß du etwa aus der Gnade gefallen, weil dir der eine nicht so sympathisch ist wie der andere, es geht ihm wahrscheinlich mit dir grad so. Und jeder von uns hat seine Eigentümlichkeiten, und seine Neigungen und Abneigungen, gerade, wie manche von uns lang sind, oder kurz, oder dick, oder dünn, oder schlank, oder korpulent, oder schmächtig. 's gibt ja auch auf dem Büchermarkt Folianten und Taschenausgaben, der äußeren Form nach; und der Inhalt kann bei dem einen so gut oder so schlecht sein wie bei dem anderen. So gibt's auch

unter den Menschen Folianten und Taschenausgaben. Und manche sind groß gedruckt und andere klein. Und den einen kannst du auf eine Viertelmeile Entfernung lesen, wenn du gute Augen hast, und bei dem anderen mußt du auf zwei Schritte ein Vergrößerungsglas nehmen, um einen Begriff von ihm zu bekommen, und oft ist dir selbst dann noch nicht einmal das Vorwort klar, wie's auf dem Gesicht geschrieben steht. Wenn nun einer käme und behauptete, ein physisch normaler Mensch müsse exakt so und so lang, und so und so breit, und so und so dick sein, und er müsse so und so Augen, und eine so und so geformte Nase, und einen Mund haben, der gerade so und so sein müsse, um recht zu sein, den Mann würde man für ungesund im Oberstübchen halten. Und wenn einer, der fürs Leben gern Sauerkraut ißt, von einem anderen, der zufällig einen Widerwillen gegen diese Speise hat, behaupten würde, es sei dies bei ihm ein deutliches, untrügliches Zeichen, daß er magenkrank sei, dann wäre das ebenso verfehlt."

„Aber," frug ich, „hängt dies, daß wir uns dem einen mehr nähern als dem anderen, nicht auch mit unserer Erziehung zusammen?"

„Nicht so viel mit der Erziehung," erwiderte er, „als mit der Erfahrung, was im letzten Grunde auf eins herauskommt. Denn Erziehung ist für den, der erzogen wird, Erfahrung, und alle Erfahrung ist Erziehung. Gott erzieht uns für sein Reich, hier und droben in der Schule der Erfahrung. Nun sind auf diesem Wege der Erfahrung einzelne große, gewaltige Gebirgshöhen, über die jeder kommen muß, Berge Gottes, ewig fest. Zwischen drin aber verzweigen sich die ein-

zelnen Wege in tausend verschiedene Pfade, die einen sind tief drunten im Dunkel, die anderen mehr den lieblichen, sonnenbeschienenen Höhen entlang. Aber sie alle kommen immer wieder zusammen auf jenen Höhen, bis sie alle ausmünden an den Toren der ewigen Gottesstadt. Diese gewaltigen Höhen, diese Gottesberge der Erfahrung, über die der Weg eines jeden führt, sind die Erfahrung, über die der Weg eines jeden führt, sind die man als ein fortlaufendes Hochgebirge bezeichnen könnte, von dessen letzter Höhe aus man schon in der Ferne die Stadt sieht. Diese großen Erfahrungen haben wir alle gemeinsam, wir müssen sie haben, aber zwischen drin führt der Herr einen jeden seine besonderen Pfade, nach seiner Persönlichkeit und nach dem, was der Betreffende werden soll für seinen Herrn hienieden; also nach dem besonderen Dienst, zu dem ihn sein Meister berufen und in dem er ihn verherrlichen kann und soll im Erdenleben. So geht einer rauhe Wege und ein anderer sanftere, lichtere Pfade, aber jeder himmelan. Und jeder wird, durch die persönliche, individuelle Mühe, die sein Herr an ihn wendet, das, was er werden soll, wenn er sich ihm nur hingibt. So werden sie auch in diesem Sinne kommen einmal vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und vom Mittag ins ewige Reich und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen. Sie haben alle dieselbe große Erfahrung, und doch hat ein jeder wieder seine eigene. Das ist's, was der fromme Gottesmann Novalis ausspricht, wenn er in jenem herrlichen Liede singt:

„Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.“

„Und hie und da,“ fuhr der alte Mann fort, „berühren sich die Wege des einen und des anderen Gottespilgers, und sie schließen sich enger aneinander an. Sie haben Aehnliches durchgangen, sie verstehen einander besser als andere, die ganz andere Wege geführt wurden. Diese schließen sich auch wieder an ihre Wandergenossen näher an. Und die besondere Erfahrung hat einem jeden ihren besonderen Stempel aufgeprägt. Und Gott sei Dank dafür!“ sagte der Häftlimacher mit leuchtenden Augen.

„Und so meinst du,“ sagte ich, „daß es auch noch im Himmel so sein wird, daß man sich zu dem einen mehr hingezogen fühlen wird als zu dem anderen?“

„Jawohl,“ antwortete er, „das glaube ich fest. Denn sie werden, die Seligen, nicht alle gleich sein, obwohl alle selig. Wie ein Stern den anderen übertrifft nach der Klarheit, also in seinem eigenen persönlichen Farbenglanz leuchtet, so die Auferstehung der Toten. Jeder, der heimkommt, wird dort solche finden, die durch ihre besondere, verklärte Eigenart seine Seligkeit erhöhen. Jeder von uns sucht schon hier etwas in seinem Nebenmenschen, und er in ihm, etwas besonderes, und wenn zwei es finden, werden sie dadurch geistig verbunden, durch die Liebe Christi, in inniger, herzlicher Freundschaft. Hier auf Erden freilich ist's

noch nicht das Vollkommene, dort aber wird ein jeder ewig finden, was er gesucht. Ueber allem aber wird der Heiland sein, der alles hat, in ihm werden sie alle in all ihrem individuellen Sehnen ewig alles finden, denn in ihm wohnt ja die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, und er ist das Haupt, das alle Gedanken denkt, die ihm die Seinen nachdenken, und dort wirst du und ich ihn sehen, wie er ist. Deshalb wird er, Er, alle Tränen von der Seinen Augen wischen können, deshalb wird er, Er, aller Sehnen stillen, und deshalb wird er dir und mir und allen Erlösten ewig alles in allem sein!"

„Weißt du," schloß er, „ich hab' in meiner Jugend meinen Vater hie und da einmal einen Vers singen hören, so für sich allein, den ich damals nicht so verstand, und doch hat er einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich erinnere mich noch wohl, als er ihn zum letztenmal sang, draußen auf der Bank vor unserem alten Haus in der Schweiz, im Abenddunkel der Nacht, in der er dann heimging, vom Herzschlag getroffen. Der Vers lautet:

„O wie strahlt die Lebenskrone,
Die zum sel'gen Gnadenlohne
Gottes Sohn mir zugedacht!
Wenn ich treu bis hin zum Grabe
Ritterlich gekämpfet habe
Und den Pilgerlauf vollbracht!"

„Und das wird die Krone sein, diese persönlichen, individuellen Herrlichkeiten, die der Heiland für jeden hat droben im Himmel bei ihm."

„Ja, ich kenne das Lied auch," sagte ich, es ist von G. Knak, und es ist herrlich." Und dann dachte ich noch an einen anderen Vers, der so recht an den sich anschloß, den der Häftlimacher angeführt. Ich hatte ihn in einem alten Sonntagschul-Liederbuch gefunden, ein Gebetswort:

„O Gott, schenk' uns allen die Gnad',
Und mach' unsre Herzen recht rein,
Damit wir einst schauen die Stadt
Und wie es ist, bei Dir zu sein!"

Ich sagte meinem alten Freunde den Vers, und er faltete die schwieligen Hände, wie er so dort saß auf seiner Schusterbank, und wiederholte leise:

„Ja, Herr, und wie es ist, bei Dir zu sein!"

X. Etwas über Hausbesuche.

Es ist ein Pastoralbesuch
Gar eine ernste Sache,
Oft Segen wirkend, oft auch Fluch,
's kommt drauf an, wie ich's mache.

Manch einer in die Häuser rennt,
Er will recht fleißig scheinen, —
Das Laufen ist sein Element,
Und er hat's in den Beinen.

Kommt einer steif, professionell,
Mit kolossaler Würde,
Denkst du: „Ach, ging er wieder schnell,"
Weil sein Besuch 'ne Bürde.

Und schwatzt dich einer fast zu tot
In seinem Rededrange,
Dann seufzest du in großer Not
Und denkst: „Ach, wie so lange!"

Drum komm und geh zur rechten Zeit,
Halt' deine Augen offen,
Nur dann läßt deine Tätigkeit
Auch gute Frucht erhoffen.

Denn wer das Pferd beim Schwanze packt,
Wird sich Verdruß bereiten;
So du, fehlt dir der rechte Takt
Im Umgang mit den Leuten.

Sei fleißig, hab' das rechte Ziel,
Euch allen was zu bringen,
Blick auf den Meister, bete viel,
Dann läßt er's dir gelingen.

Etwas über Hausbesuche.

„Du bist lange nicht hier gewesen," sagte der Häftlimacher zu mir, als ich wieder bei ihm einkehrte, „ich hab' dich vermißt."

„Ja," antwortete ich, „das tut mir leid, und freut mich. Leid, daß ich nicht kommen konnte, und es freut mich, daß du an mich gedacht. Ich habe meine letzte Besuchsrunde in der Landgemeinde für dieses Jahr gemacht, und das nimmt viel Zeit in Anspruch."

„Deine letzte Besuchsrunde?" frug er, „wie viele hast du denn?"

„Ich besuche alle Gemeindeglieder in der Regel viermal des Jahres, wenn sie gesund sind. Die Kranken natürlich öfters, so oft als irgend möglich. Nebst diesen Gliedern habe ich aber noch eine Anzahl Nichtglieder auf meiner Besuchsliste und Fremde, die ich zu gewinnen hoffe."

„Das ist eine selige Arbeit, wenn sie recht geschieht, und aus dem rechten Motiv, und mit der rechten Absicht," meinte der Häftlimacher. „Dadurch kann viel Gutes geschafft werden. Besuche können aber auch nutzlos sein und Zeitvergeudung, es kommt ganz auf den Besucher, und den Charakter des Besuchs, und auch auf den Besuchten an."

„Wie stellst du dir einen rechten Pastoralbesuch, wie er sein sollte, vor?" frug ich.

„Ja," sagte er sinnend, „da läßt sich wohl keine feste

Regel aufstellen, das richtet sich in den Einzelheiten nach den jeweiligen Verhältnissen. Du weißt, was die Kirchenordnung über den Punkt des Besuchens sagt?"

„Gewiß," antwortete ich, „ich hab's mehr als einmal gelesen in den Regeln und Amtsanweisungen für Prediger und ihr Verhalten. Und da muß ich freilich bekennen, daß ich immer das Gefühl gehabt habe, weit hinter jenem Ideal zurückgeblieben zu sein. Es quält mich das oft, wenn ich so drüber nachdenke. Auch fehlt mir oft die Freudigkeit zum Besuchemachen. Ich gehe wohl zu manchen Leuten gerne und oft, aber nicht zu allen. Und manche Leute sehen mich wahrscheinlich auch lieber kommen als andere. Manchmal auch habe ich das Gefühl, wenn ich da und dort gewesen bin, mein Besuch hätte mehr geschadet als genützt. Ich hab' schon lang mit dir darüber reden wollen, und jetzt, weil wir gerade daran sind, sei so gut, und sag' mir also: Wie stellst du dir einen rechten Pastoralbesuch vor?"

Der Häftlimacher legte den Stiefel, an dem er gerade arbeitete, aus der Hand, nachdem er ihn noch eine Zeitlang sinnend angeschaut (wobei ich aber wohl merkte, daß seine Augen nicht diesen Stiefel sahen), lehnte sich zurück an die Wand und sagte: „Eine direkte, abgemessene Antwort auf deine Frage zu geben, ist mir nicht leicht. Es ist das ein heikles Gebiet. Und wenn irgendwo Frömmigkeit und Menschenkenntnis erforderlich sind, und zwar in hohem Maß, und Takt, dann ist es da. Fast mehr von den letzten beiden, als beim Predigen. Denn Pastoralbesuche sind angewandte Predigten. Das Predigen ist in einem Sinne, aber nur in einem, als wenn ein Arzt ein Rezept schreibt, oder

mündliche Anweisungen darüber gibt, w a s der Kranke nehmen soll, und w i e er es nehmen soll. Bei der Pastoralarbeit, dem Besuchemachen, gibt der Arzt die Medizin selber ein. Wenn's nun was Süßes, Angenehmes ist, das er einzugeben hat, dann ist's ja leicht; wenn's aber bittere Pillen und Mixturen sind, dann ist's etwas anderes. 's ist leichter, von der Kanzel herab den Zuhörern ihre Fehler aufzudecken, als zu dem Fehlenden zu gehen und ihm unter vier Augen zu sagen: „Du bist der Mann!" Man kann keine eigentliche Pastoralarbeit im engeren Sinne verrichten von der Kanzel herab, man kann aber predigen bei Pastoralbesuchen. Pastoralarbeit meint, persönlichen Umgang zu pflegen und in nahe Berührung zu kommen mit denen, die dem Prediger anvertraut sind, und zu denen er predigt, oder predigen soll. Und das ist unendlich wichtig."

„Ich weiß wohl," fuhr er fort, „daß all dies keine Antwort ist auf deine mir gestellte Frage. Ich glaube auch nicht, daß ich dir eine geben kann. Aber ich kann dir vielleicht eine Idee geben von der Sache durch einige Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung als altes Kirchenglied und aus dem, was ich sonst beobachtet. Ich kann ja nur vom Standpunkte eines Gemeindegliedes aus reden, aber gerade das mag von Nutzen sein für dich."

„Das wäre mir sehr lieb," antwortete ich, „und ich wäre dir gewiß von Herzen dankbar dafür, denn ich möchte, und ich hab's nötig, zu lernen."

„Laßt uns vor allem in die Schrift hinein schauen," fuhr er fort, „und sehen, was wir da finden über diesen

Punkt. Hat unser Heiland Pastoralarbeit getan, hat er Hausbesuche gemacht? Darüber lassen uns die Evangelien nicht im Zweifel Er hat sehr oft Besuche gemacht, sowohl bei Kranken als bei Gesunden. Manchmal wurde er eingeladen, wie auch seine Nachfolger im Amt, die Prediger, eingeladen werden; manchmal ging er ohne vorherige Einladung, oder er lud sich selber ein. Man hat ihm sogar Vorwürfe gemacht darüber, von gewisser Seite aus, nämlich von den Pharisäern, daß er manche Leute zu oft besuche, zu denen er nach ihrer Meinung überhaupt nicht hingehen sollte, nämlich zu den Zöllnern und Sündern. Er sei ihr Freund, sagten sie, er sei einer von ihnen, er esse und trinke mit ihnen. Und er hat ihnen darauf auf eine Weise geantwortet, daß ihnen das Fragen verging. Er ist auch nicht bloß hingegangen, wo er willkommen war, denn er kannte die Menschen und wußte genau, aus welchen niederträchtigen Beweggründen ihn manche seiner Feinde, die Pharisäer, einluden, nämlich, um ihm Fallen zu stellen und ihn zu fangen, und doch ging er. Glaubst du nicht auch, daß es für ihn, den Herzenskündiger, der ja auch wahrer Mensch war, viel leichter und angenehmer war, z. B. im Heim der Geschwister Martha, Maria und des Lazarus in Bethanien einzukehren, als bei dem Pharisäer Simon, von dem wir in Lukas 7 lesen, dem er nachher in aller Liebe vorhalten mußte, wie er, obwohl er ihn zu Gaste geladen hatte, die gewöhnlichen Forderungen der Gastfreundschaft und die Pflichten eines Gastgebers ihm, dem Herrn, gegenüber außer acht gelassen? „Ich bin gekommen in dein Haus," sprach er zu Simon, „du hast mir nicht Wasser gegeben zu

meinen Füßen. — — Du hast mir nicht den Kuß der Bewillkommnung gegeben, du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbet," wie's der Hausherr den Gästen tun ließ, die er ehren wollte. Oder wiederum bei jenem anderen Pharisäer, der ihn zum Mittagsmahl lud, Lukas 11, 37, und der eine ganze Anzahl anderer, dem Herrn übelgesinnte Pharisäer mit eingeladen, um ihm, dem Herrn, Fallen zu stellen, denn es heißt dort in den letzten beiden Versen, die uns jenen Besuch beschreiben, dem 53. und 54: „Da er aber solches zu ihnen sagte, fingen an die Schriftgelehrten und Pharisäer hart auf ihn zu dringen, und ihm mit mancherlei Fragen zuzusetzen; und lauerten auf ihn, und suchten, ob sie etwas erjagen könnten aus seinem Munde, daß sie eine Sache zu ihm hätten." Das muß ein angenehmer Besuch gewesen sein für den lieben Herrn! Gelt, so ist's dir und mir noch nie gegangen. Uns wäre ein jeder Bissen des Mittagsmahles im Halse stecken geblieben."

„Er hat aber auch andere Einladungen gehabt, z. B. zum allerersten Besuch, von dem wir lesen. Da war er mit seinen Jüngern eingeladen, nämlich zur Hochzeit, in Kana in Galiläa. Dann lud Jairus ihn ein, und der Hauptmann, dessen Sohn krank war, und Martha. Und ins Haus des Zachäus lud er sich selber ein, und noch fast zuletzt wurde er eingeladen ins Haus Simons, des Aussätzigen, und da war er der Ehrengast. Aus allem diesem finden wir, daß der Herr viele Besuche machte, eingeladen und uneingeladen. Das ist das Erste."

„Was war nun der Zweck seiner Besuche? Vielleicht der, den ein wohlhabender Emporkömmling einem

Prediger andichtete, welchen er einlud zum Mittagessen, und von dem er sagte: „O, der kommt gern, er ist froh wenn er wieder mal was Ordentliches zu essen kriegt?“ Ich glaube nicht, daß der besagte Prediger das gewußt hat, sonst hätte er nicht hingehen können. Unser Herr hat aber immer ganz genau gewußt, warum er eingeladen wurde, denn wir lesen Joh. 1, 24—25 von ihm: „Aber Jesus vertrauete sich ihnen nicht; denn er kannte sie alle, und bedurfte nicht, daß jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war.“ Warum ist er denn hingegangen? Immer und in jedem Fall, um denen, die er besuchte, Gutes zu erzeigen, auch den Pharisäern. Nicht nur, wo Kranke in einem Hause waren, wie z. B. im Heim des Petrus in Kapernaum, oder im Trauerhause, bei dem Jairus, um das gestorbene Töchterlein zurückzurufen aus dem Reich des Todes. Diese seine Besuche waren immer Segensgänge. Er hat immer Heil gebracht, wo er aufgenommen und nicht zurückgestoßen wurde. Jedesmal konnte gesagt werden, wo immer er einkehrte: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren! Das geschah durch seine Persönlichkeit, sein Reden und seine Wundertaten. Das waren goldene Tage und Perlenstunden, da er einkehrte! Wo Mangel im Hause war, hat er, wie dort bei dem Hochzeitsfest in Kana, helfend eingegriffen. War Krankheit da, dann hat er geheilt und augenblickliche Gesundheit geschenkt. War das schwerste Leid, der Schmerz um den Verlust des Geliebtesten eingekehrt, da hat er die Trauer in Freude und den Schmerz in Jubel gekehrt. Waren heilshungrige Herzen da, dann hat er, wie im Hause des

Zachäus, Gnade, Sündenvergebung und Frieden geschenkt. War eine nach dem Quell der ewigen Wahrheit dürstende Seele da, dann hat er, wie in Bethanien schon bei seinem ersten Besuch (Lukas 10, 39), Lebensworte geredet und die tiefen Geheimnisse der Erlösung geoffenbart. Und selbst in feindlicher Umgebung hat er, wenn auch nur ein einziges verlangendes Herz da war, wie die Sünderin im Hause des Pharisäers Simon, die ja ein sehr unwillkommener und uneingeladener Gast war, solchem Herzen Ruhe und Frieden geschenkt trotz des murrenden Pharisäers. Und wo es nötig war, hat er auch gar ernste Mahnungen, ja Gerichtsworte und Weherufe ausgesprochen, die den Verstockten die Augen öffnen sollten. Seine Besuche waren, mit einem Wort, ein Suchen und Seligmachen derer, die verloren waren.

Und er hat auch seinen Jüngern die Pflicht des Hausbesuchens ans Herz gelegt und ihnen Anweisungen gegeben, wie sie zu den Leuten kommen sollen, nämlich als solche, die ihnen etwas gar Köstliches bringen. „Wo ihr in ein Haus kommt, da sprechet zuerst: Friede sei mit diesem Hause!" (Lukas 10, 5.) Und es soll nicht ein leerer Gruß sein. „So ein Kind des Friedens daselbst sein wird, so wird euer Friede auf ihm beruhen." Wo also gleichgesinnte Herzen sind, da werden diese sogleich den heiligen, segensreichen Einfluß ihrer Persönlichkeit empfinden, das Gemeinschaftsgefühl wird sogleich sich kund geben. Und das schon beim allerersten Besuch. Gottlob, daß das heute noch so wahr ist wie damals!

„Ich hab' das," sagte der alte Mann, „schon oft erfahren dürfen, wenn meine Prediger mich besucht

haben. Man redet vom ersten Eindruck, den wir beim allerersten Zusammentreffen von einem Menschen bekommen, daß derselbe richtig sei und maßgebend für alle Zukunft. Das ist richtig in Bezug auf die Knechte Gottes, und der Meister schenkt es seinen Knechten und den „Friedenskindern," zu denen sie kommen, daß dieser erste Eindruck ein guter, ein segensreicher ist. Es ist eine köstliche Legitimation, die er gibt."

„Zwar nicht überall," fuhr der Häftlimacher fort, „wird das so sein, nur, wo Friedenskinder sind in einem Hause. Der Herr setzt den Fall voraus, daß die Atmosphäre in manchen Häusern, wo sie hinkommen werden, eine andere sei. Wo keine Friedenskinder sind, „da wird sich euer Friede wieder zu euch wenden". Ja, manchmal wird ihnen die Tür verschlossen bleiben. Die Leute werden nicht für sie daheim sein, obwohl sie im Hause sind. So was kann auch heute noch vorkommen. Die Bewohner werden, wenn so ein Knecht Gottes an der Tür steht und anklopft, einfach nicht aufmachen. Sie werden es ihm vielleicht machen, wie's einmal einem unserer Prediger erging, der einen Besuch in einem Hause zu machen hatte, wo auch kein Friedenskind wohnte, eine Frau, die durch ihre lose Zunge viel Unheil in der Gemeinde angerichtet hatte, und der er deshalb Dinge gar ernster Art sagen mußte. Weil er es aber für gut und geraten hielt, bei dieser Unterredung einen Zeugen zu haben, bat er mich, ihn zu begleiten, was ich auch tat. Die Frau wußte, daß der Prediger kommen würde, und als sie uns von weitem sah, beschloß sie, nicht daheim zu sein. Wir hatten sie aber ein paar Minuten vorher ins Haus treten sehen.

Die vordere Haustür führte von der Veranda aus in eine Halle oder Hausgang, und gleich rechts von diesem war der Eingang in den „Parlor", das Besuchszimmer, an dessen Fenstern man auf dem Weg zur Haustür vorbeikam. Als wir beiden Friedensboten an jenem Vormittag so daher gewandelt kamen (denn nachmittags war sie nie daheim, und Frieden schaffen wollten wir ja, wenn's auch voraussichtlich erst noch ein Scharmützel geben würde), stand sie im Besuchszimmer hinter dem Spitzenvorhang, um sich zu vergewissern, ob wir wirklich zum Hause einbiegen würden durch den kleinen Vorgarten. So ein Spitzenvorhang ist ja nun gewöhnlich nur durchsichtig von einer Seite aus, der Innenseite, manchmal aber auch von beiden Seiten, so daß man auch von außen Dinge und Gestalten, die innerhalb und in nächster Nähe desselben sich befinden, wahrnehmen kann, wenn nämlich viel Licht im Zimmer ist. Das war so in diesem Falle, denn gleich den Fenstern gegenüber war das Eßzimmer, mit dem Besuchszimmer verbunden durch einen breiten offenen Eingang, der fast jene ganze Wandbreite einnahm. Durch die Rückfenster dieses Eßzimmers aber strömten die Sonnenstrahlen des klaren Wintermorgens hell herein und machten es so möglich, die Gestalt hinter dem Spitzenvorhang schon auf ein dutzend Schritte von außen her zu sehen. Sobald wir auf die Veranda traten, verschwand die Gestalt. Die Frau war also daheim. Wir klopften an, aber da war keine Stimme noch Antwort. So standen wir für einige Minuten und wiederholten das Klopfen noch mehrere Male. Ich dachte in meinem Sinn, so wie jener Schwabe sagte: „Wer net will, hot

g'het," und wandte mich zum Prediger, um etwas derartiges zu sagen, als er den Finger der einen Hand auf den Mund legte zum Zeichen des Stillschweigens und mit der anderen nach dem Schlüsselloch der Tür deutete, während es in seinem Gesichte zuckte. Manchmal verraten kleine Vorkommnisse einen Menschen, der sich verbergen möchte, zum Beispiel ein unüberwindlicher Reiz zum Husten oder zum Nießen. Hier war's der Atem. Die Frau kauerte oder saß innen an der Haustür, mit dem Gesicht am Schlüsselloch, denn ihr Atem drang durch dasselbe und wurde in der kalten Luft draußen sichtbar, wie der leichte Dampf aus dem Mundstück einer siedendheißen Kaffee- oder Teekanne. Das war nun ohne Zweifel einer der Momente im Leben, wo Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit verbunden werden mußte, wollten wir nicht unverrichteter Sache wieder abziehen. Somit stieß mein Begleiter einen tiefen, aber hörbaren Seufzer aus und sagte laut: „Komm, Bruder, wir müssen es wohl ein andermal wieder versuchen," und schritt mir voraus von der Veranda herunter, blieb aber an der Hausecke stehen, weitere Entwicklung abwartend. Wir hatten auch nicht lange zu warten. Denn nach einigen Minuten ging die Haustür behutsam auf und die Frau trat heraus auf die Veranda, um zu sehen, wo wir hingegangen. Worauf der Prediger sogleich vortrat und sagte: „Schwester N., wir sind, wie du siehst, noch da, und ich denke, du weißt, warum." Dann gingen wir ihr nach ins Haus. Sie hat sich bald darauf von der Gemeinde zurückgezogen und sich einer englischen Kirche angeschlossen. Solche Erfahrungen mögen die Jünger auch ge-

macht haben, und der Heiland vor ihnen. Und er mag auch so etwas gedacht haben, als er den Jüngern sagte: „Und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, da gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen.“

„Du glaubst also nicht,“ frug ich, daß es eines Predigers Pflicht sei, wieder in ein Haus zu gehen, wo er so behandelt wurde, wie ihr von jener Frau?“

„Nein,“ antwortete der Häftlimacher, „ein Prediger ist ein Bote Gottes und er braucht sich solcher Behandlung nicht zum zweiten Male auszusetzen. Der Bruder Prediger, von dem ich das erzähle, hat das jenem Weib auch klar gemacht beim Weggehen. Er sagte: „Schwester, zu dir komme ich jetzt nicht wieder, so lange ich an dieser Gemeinde sein werde, es sei denn, du sendest nach mir, oder aber, es würde mir gesagt, du seiest krank, oder in Not und Unglück, dann käme ich, um zu sehen, was ich für dich tun könnte.“ Und er hatte vollkommen recht.“

„Wie lange die Besuche Jesu dauerten, wissen wir ja nicht. Er hat's nicht aufgeschrieben, wie viele es waren, und die Evangelisten auch nicht. Er hatte bei seinen Reisen hin und her einen Schatzmeister, der die Kasse führte, aber keinen statistischen Sekretär. Zwar ich glaube, daß der Prediger für sich so ein Verzeichnis führen sollte, seiner selbst wegen. Es gibt ja auch Leute, die, oft ganz grundlos, immer den Vorwurf im Munde führen und ihn bei jeder Gelegenheit aussprechen: „Der Prediger besucht mich nie.“ Und dann muß er ja auch jetzt an der Vierteljahrskonferenz berichten, w i e v i e l e Hausbesuche er gemacht habe. Ich

stimme mit der Neuerung nicht überein, aber es ist nun einmal so für gut befunden worden. Aber die nackte Zahl der Hausbesuche gibt nie einen Begriff von dem Fleiß oder der Trägheit eines Predigers, denn ein einziger Besuch mag unter Umständen viel mehr Mühe und Arbeit bedeuten als zehn andere. Was der Herr alles getan und geredet in den drei Jahren seines öffentlichen Wirkens läßt sich nicht in Zahlen berechnen, wohl aber gibt uns jenes Wort des Apostels Johannes eine Ahnung davon, wenn er am Schluß seines Evangeliums sagt: „Es sind auch noch viele andere Dinge, die Jesus getan hat; so sie aber sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären.“ (Joh. 21, 25.) Wo er zu einem Mahle eingeladen wurde, war gewöhnlich eine größere Gesellschaft beisammen. So als er den Zöllner Matthäus, oder Levi, wie er auch hieß, berufen, der ihm zu Ehren dann eine Art Abschiedsmahl bereitete, und so auch, wenn ihn die Pharisäer einluden. Zuweilen aber auch war Jesus und seine Jünger und einige treue Freunde allein, wie z. B. beim Mahl in Bethanien im Hause Simons, des Aussätzigen, wo dann die Salbung stattfand.“

„Nun gibt ja die Kirchenordnung,“ redete er weiter, „Anweisungen für Prediger bezüglich der Zeitdauer eines Pastoralbesuches, um dem zwecklosen Herumsitzen bei den Leuten vorzubeugen, und die lautet: „verweile nie länger an einem Ort, als unumgänglich nötig.“ Du siehst,“ meinte er lächelnd, „ich habe die Kirchenordnung studiert, aber nicht nur, um zu lernen, was die Prediger tun sollen, ich habe dabei an mich selber gedacht. Doch,

um wieder auf den vorigen Punkt zurück zu kommen, es steht auch irgendwo in dem kleinen wichtigen Büchlein, daß eine Stunde für einen Besuch wohl für alle Fälle genügend sein sollte. Es sollte vielleicht manchem die Gegenanweisung gegeben werden, nicht zu viele Pastoralbesuche machen zu wollen an einem Tage. Denn wenn einer genau die Zahl derselben angeben soll, mag er in die Versuchung kommen, anstatt drei oder vier ordentliche Pastoralbesuche 25 oder 30 fünfminutenlange (oder -kurze) Anstandsvisitchen zu machen. Ungefähr in der Weise, wie in meinem Vaterland, in der Schweiz, jedes Jahr eine Anzahl Engländer es machen. Manche von diesen sind ja nun ohne Zweifel gute und liebe Menschen, die ein Verständnis haben für die wunderbaren Schönheiten der Gottesnatur. Aber hie und da sah man einen, der nichts weiter als eine hölzerne, grau angestrichene Lauf- oder Wandermaschine zu sein schien. Sie sahen nichts, sie hörten nichts, sie freuten sich über nichts, sie erstaunten über nichts, sie waren nur darauf bedacht, so und so viele Schritte per Minute, so viele als äußerst möglich, so und so viele Meilen per Stunde, so und so viele Stunden lang per Tag mit ihren langen Beinen abzumessen, um nachher das Bewußtsein zu haben und den Ruhm, so und so weit gereist zu sein. Bei diesem wahnsinnigen Rennen durch die erhabene Alpenszenerie sahen sie ja natürlich nichts, es war, als wenn so ein Mensch irgendwo in seinem System eine starke Feder hätte, die jeden Morgen aufgezogen wurde, so daß die Maschine so und so lange laufen konnte. Es hat mich das immer an eine kleine Erzählung erinnert, die in unserem ersten

Lesebuch stand, von einer Frau, die zu einem Uhrmacher kam, um eine Uhr zu kaufen. Der Uhrmacher zeigte ihr eine und sagte ihr, die Uhr laufe 36 Stunden lang, wenn sie aufgezogen sei. „In einem Tage?“ fragte die Frau. — — So jene menschlichen Rennmaschinen. Dafür hätten sie nicht ins schöne Schweizerland zu kommen brauchen, sie hätten's bequemer und billiger haben können daheim, und sie hätten gerade so viel oder so wenig Genuß dabei gehabt, wenn sie einfach in der Nähe ihrer Heimat eine alte Scheune oder einen Holzschuppen gemietet hätten für die Sommermonate, und von morgens bis abends drin hin und her gerannt mit einem irgendwo an den Füßen oder Beinen angeschraubten Meilenmesser. Nein, solches Herumrennen meint nicht, Pastoralbesuche machen. Es läßt sich der Fleiß und der Erfolg eines Arbeiters im Weinberge des Herrn nicht nach Zahlen bemessen. Wir haben mal einen jungen Prediger hier gehabt (er ist längst nicht mehr im Amt), der antwortete mir auf meine Frage, wie es ihm an dem Tage ergangen: „O ich war fleißig. Ich habe heute in drei Stunden dreißig Pastoralbesuche gemacht.“ „Das ist ja aber nicht möglich,“ warf ich ein, „denn drei Stunden sind 180 Minuten; dividiert mit 30 macht 6. Also sechs Minuten für einen Besuch, die Zeit, die du auf dem Wege hin und her zugebracht hast, gar nicht gerechnet; oder hast du die Leute alle in einem Hotel beisammen gehabt?“ „Nein, sagte er, „aber ich habe immer eine Anzahl zusammen genommen. Es waren im ganzen sechs Familien, mit je vier bis acht Hausgenossen oder Gliedern. Wenn ich in ein Haus komme, wo sechs Leute in der Familie sind,

schreibe ich sechs Besuche in mein Buch, denn ich hab' sie alle besucht." „Ja, die sechs oder acht, oder wie viele es immer sein mögen, sind aber doch nicht immer alle daheim, wenn du so einen Sammelbesuch machst?" frug ich weiter. „Nein," antwortete er mir, „ich erwarte das auch nicht. Es ist aber auch nicht meine Schuld, wenn sie nicht alle daheim sind." „Aber," frug ich weiter, „was schreibst du denn auf, wenn niemand von der ganzen Familie daheim ist?" „Ich schreibe die Zahl der Familienglieder als Zahl der Besuche hin, denn ich war ja dort, und ein Besuch meint, dort gewesen zu sein," belehrte er mich.

„Schau," sagte der Häftlimacher, „das war seine Definition eines Pastoralbesuches, nämlich Dort-gewesen-zu-sein. Kurz und bündig, nicht wahr? Klipp und klar! Nein, das waren keine Besuche, und ich hab's ihm auch gesagt, wie es meine Pflicht war. Manch ein Pastoralbesuch, in aller Treue und Gewissenhaftigkeit unternommen, mag ja doch umsonst sein, wenigstens so weit wir urteilen können, aber bei dem Bruder waren alle miteinander nichts, weil verstandslos, und gehaltlos, und zwecklos. Solche Besuche sind nicht nur eine Beleidigung für den Besuchten, sondern auch ein Frevel am heiligen Amt und deshalb eine Sünde vor Gott."

„Es kann einer aber auch in das andere Extrem verfallen," fuhr er fort, „und zu lange sitzen bleiben. Das ist auch nicht gut. Ich kannte einen solchen, der es daheim nicht aushalten zu können schien, denn er war fast immer von Hause fort. Der kam manchmal schon morgens gleich nach sieben in ein Haus, und um Mittag war er noch dort, und dann mußten ihn die Leut'

wohl oder übel zum Mittagessen einladen, und nachher blieb er wieder sitzen, und als der Hausvater abends müde von der Arbeit heimkam, war er noch da. Man mußte ihn schließlich geradezu heimschicken, denn auf nur eine halbe Einladung hin wäre er wohl noch über Nacht geblieben. Der Mensch war eine wahre Heimsuchung."

„Ja, was hat er denn den ganzen Tag lang getan?" frug ich.

„Geschwatzt," erwiderte er, „fast in einem fort geschwatzt. Der Mensch war die leerste, hohlste, ödeste, langweiligste, langatmigste Schwatzmaschine, die je existiert. Er brauchte nur den Mund aufzumachen, dann floß und sprudelte und gurgelte es in einem fort. Der Mann ist auch nie in die Konferenz aufgenommen worden. Der geeignetste Platz für ihn wäre in einer Taubstummenanstalt gewesen, denn dort hätte er wenigstens nicht schaden können. Denn er hat der Gemeinde geschadet, sogar sehr viel geschadet in der kurzen Zeit, in der er hier war, und er mußte fort, ehe das Jahr um war, und wir haben aufgeatmet, als wären wir von einer schweren Last befreit worden."

Der Häftlimacher schwieg, während er einen „Drahtspitz" zurecht machte, mit dem er eine neue Sohle aufnähen wollte. Ich schickte mich an, zu gehen, aber er bat: „Bleib' noch ein wenig, bleib' zum Abendessen, du warst lang nicht mehr hier, und der Johannisli freut sich, wenn du kommst. Ich möchte dir doch gern ein neues Buch zeigen, das ich mir kürzlich gekauft, und daheim erwartet dich niemand."

„Ja, wenn ich nicht ungelegen komme und dich nicht aufhalte," antwortete ich.

„Bist immer herzlich willkommen, kannst mir's glauben, und Montags hab' ich nie viel zu tun. Ueberdies," setzte er schalkhaft hinzu, „kannst du dann ja drei Besuche anschreiben."

„Wer weiß aber," lachte ich, „ob nicht auch jemand in der Gemeinde denkt, ich sei einer von denen, den man nicht mehr von einem Platze wegbringen kann, wie der, von dem du eben erzählt hast?"

„Das könnte nur jemand sein, der dich und mich nicht kennt, oder nicht kennen will," sagte der alte Mann, „denn ein aufrichtiger Mensch mag je und dann etwas tun, was nicht jeder versteht, gutgesinnte Leute aber werden das Tun eines Mannes immer nach seinem Charakter und seiner Gesinnung beurteilen."

„O, ich mache mir keine Sorgen darüber," sagte ich und blieb, worauf er den Faden des Gesprächs wieder aufnahm.

„Schau," sagte er, „ich kann dir keine Definition geben über einen Pastoralbesuch, wie er sein soll, weit eher, wie er nicht sein soll. Wie so ein Besuch ein verfehlter sein kann. Er ist verfehlt, wenn er nicht den rechten Zweck hat, oder gar zwecklos ist. Also, wenn ein Prediger nur zu den Leuten geht, damit er eben dem Namen nach, oder der Form nach wenigstens, wieder einen Besuch bei ihnen gemacht hat. Ein einziger rechter Pastoralbesuch im Lauf eines ganzen Jahres wäre besser, als fünfzig zwecklose."

„In der Regel ist es auch ein verfehlter Besuch, wenn's nur ein steif-professioneller Besuch

ist. Da hört von vorne herein alle Gemütlichkeit auf. Wenn ein Prediger so daher kommt wie eine personifizierte wandelnde Synode, um einige steife, stereotype Fragen zu stellen nach dem leiblichen oder geistlichen Befinden derer, die er jetzt gerade mit seinem Besuch beehrt. Wir alle, nicht nur die Prediger, sollen ja unsere Worte wohl erwägen, denn das leichteste und das schwerste, das segens-, aber auch das fluchreichste Ding kann ein Wort sein. Nur ein Hauch, und doch, wenn's nicht bloß ein Laut, eine Bewegung der Lippen und der Zunge, sondern eine Tat des Geistes ist, ein formgewordener Gedanke, dann wiegt's schwer. Und unsere Rede soll Ja sein, das Ja ist, und Nein, das Nein ist, aber die Worte messen und wägen meint nicht, daß einer, wenn er so einen Besuchsgang antritt, etwa so, wie er seinen Hut und Stock oder seinen Regenschirm mitnimmt, auch ein gewisses Quantum christlicher Konversation in die Tasche des langen Amtsrockes stecke, und dann in jedem Haus, wo er hinkommt, ein Stück davon, gerade so und so viel, nicht mehr, nicht weniger, abschneide für die Hausgenossen, so wie man ein Stück von einer langen Wurst abschneidet, oder von einem Laib Brot, um es den Betreffenden zu verabreichen. Ein derartiger Besuch wäre, bei mir wenigstens, verfehlt."

„Verfehlt ist ein Pastoralbesuch auch, wenn er zu unrechter, unpassender Zeit gemacht wird. Die Leute sind, Krankheitsfälle natürlich ausgenommen, nicht immer bereit, Besuche zu empfangen, auch nicht von seiten des Herrn Predigers. Jener Besuch, den ein gutmeinender, aber nicht gerade sehr weiser Prediger

bei einer sehr beschäftigten Hausfrau machte, als sie gerade am Brotbacken war, gestaltete sich für sie, und für die Ihrigen nachher, nicht zu einer Segensstunde. Denn als er kam, war der Teig in den Backpfannen beinahe genug „gegangen", um in den heißen Ofen geschoben zu werden. Die gute Schwester hatte aber nicht den Mut, ihren Besucher zu bitten, sie zu entschuldigen, bis sie diese notwendige Arbeit besorgt; sie dachte auch, er werde jeden Augenblick gehen. Aber er ging nicht, wohl aber der Teig in den Pfannen, bis er beinahe in der Küche herumlief. Und als der gute Mann endlich nach anderthalb Stunden, und nach einem langen Gebet für ihr, und ihres Mannes, und ihrer Kinder, und ihrer Enkel, und anderer ihrer Verwandten Wohl, im gesamten und im besonderen, währenddem die Frau immer an ihren Brotteig denken mußte, Lebewohl sagte, und sie endlich, nachdem kaum die Tür sich hinter ihm geschlossen, in die Küche hinaus lief, fand sie, daß die ganze Geschichte einfach unrettbar verdorben und das Feuer im Ofen ausgegangen war. Und im Backofen hatte sie einen großen Kuchen gehabt, einen von jenen, die man in gewissen Gegenden „Gugelhopf" und in anderen „Sponge-Cake" — Schwammkuchen — nennt. Er hatte aber keine schwammartige innere Beschaffenheit mehr, denn er sah aus wie eine in der Mitte eingefallene, halbverbrannte Mumie. Ueber allem aber in der Küche lagerte ein bläulicher Rauch, wie der Pulverdampf über einem Schlachtfelde nach schwerem Kampfe. Nein, der Besuch war kein Segen, die gute Frau setzte sich auf einen alten Küchenstuhl und wischte sich mit der Schürze die Wehmuts- und verzeihlichen Aergertränen

aus den Augen, während der Prediger hoch erhobenen Hauptes weiter wandelte in dem Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben. Es hätte aber wohl dieses, sein schönes Gefühl der Selbstzufriedenheit einen gar argen Stoß erlitten, wenn er hätte hören können, wie die Frau, nachdem sie ihre Augen abgewischt, mit müder Stimme sagte: „Daß auch die Männer so wenig Verstand haben!"

„Und der Pastoralbesuch ist ein verfehlter, wenn der Prediger in demselben taktlos ist. Der taktvolle Prediger tappt in seiner Unterredung mit denen, die er besucht, nicht in Dinge und Verhältnisse hinein, die ihn eigentlich nichts angehen. Er braucht nicht gerade zu wissen, wie viel nach Heller und Pfennig die verschiedenen Glieder der Familie verdienen; wie viel oder wie wenig Geld sie auf der Bank haben; wie viel Schulden da sind, u. s. w. Er hat sich überhaupt mit diesen zeitlichen Angelegenheiten und mit den engeren Verhältnissen des Familienlebens nur dann und nur insoweit zu befassen, als er darin um Rat gefragt wird. Er ist Seelsorger, aber nicht Beichtvater; ein Ratgeber, ein Hausfreund, sofern es ihm gelungen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, aber er ist nicht ihr Vormund. Er braucht diese Dinge nicht zu wissen, um die Menschen zu Jesu zu führen, oder sie aufzumuntern im Lauf nach dem Kleinode. Damit verschließt sich einer selbst die Türe zu den Herzen."

„Der richtige Takt wird ihn auch allezeit wahr sein lassen. Freundlich sein kann einer, und soll es, herzlich, aber das meint nicht, den Sirup süßlicher Schmeicheleien über alles zu schmieren, bis die Wände

davon kleben. Einem recht denkenden Menschen ist so was in tiefster Seele zuwider. Solche Schmeichelkater ins Gesicht hinein singen gewöhnlich hinter dem Rücken eine ganz andere Melodie und zu anderem Text. Damit meint ja mancher, sich bei den Leuten „lieb Kind" zu machen. Wenn so einer von so einem vornehmen Pharisäer, wie der, von dem wir in Lukas 11, 37—54 lesen, zum Mittagsmahl eingeladen worden wäre, er hätte den Pharisäern und Schriftgelehrten, die dort mit zu Tische saßen, geschmeichelt und vor ihnen gekatzenbuckelt und um sie herum geschnurrt, daß es selbst ihnen, die das Geschäft doch auch verstanden, grün vor den Augen geworden wäre. Und doch hat der Herr nur ein „Wehe euch!" für sie gehabt, und er hätte es auch für so einen Prediger."

„Und zum Takt gehört endlich," schloß der Häftlimacher, „daß der Prediger bei seinen Besuchen nicht viel von sich selber redet, was er alles getan und geleistet, und wie ihm dieses gelungen und jenes geglückt. So was stößt ab. Er soll ja nicht sich verherrlichen, sondern seinen Herrn. Manch einer spricht wohl von dem Herrn, aber der Eindruck, den die Leute von dem Herrn bekommen würden, wenn sie nämlich alles für bare Münze nehmen, was so einer sagt, ist der, wie glücklich sich der Herr preisen müsse, und wie dankbar er eigentlich sein solle, daß er so einen fixen, tätigen, aufgeweckten Diener habe. Die Gefahr ist ja da für jeden, ob Prediger oder Laie, sich selbst zu überheben, und es sich selber zuzuschreiben, wenn der Herr uns in Gnaden etwas gelingen läßt."

In dem Augenblicke kam Johannisli an die Tür

der Werkstatt und sagte: „Großvatter, chom zum Esse," und indem er an mir hinaufkletterte: „und du chunst au, gell?"

„Jo, Johannisli, mir chömet" (kommen), sagte der Großvater. Und zu mir, während er seine Schürze abnahm und an einen Nagel hing: „Ein Pastoralbesuch ist dann ein Segen, wenn die Hausgenossen, nachdem der Besucher gegangen, es tief innerlich empfinden, daß sie dem Herrn näher gekommen durch den Besuch des Predigers, und auch ihm selber. Dann aber wird bei allen recht denkenden Gliedern oder Freunden, die er besucht, der Wunsch wach sein: „Wenn er doch nur bald wiederkäme!"

Dann gingen wir, während Johannisli auf meiner Achsel saß, hinein zum Abendessen.

XI. Etwas über Verwalter.

Bist zum Verwalter du bestellt
Von deinem Herrn,
Verwalt' das Amt, wie's ihm gefällt,
Und tu es gern.

Betracht' es nicht als schweres Joch,
Das drückt und quält,
Sonst ist dein Werk nach allem doch
Umsonst, verfehlt.

Denn wisse, das Verwalteramt
Hat eingesetzt
Er, der die Kirche einst durchflammt;
Er will's auch jetzt.

E r hat die Männer ausgewählt
Zu seinem Dienst.
Denk', wenn er d i ch zu jenen zählt,
Was du gewinnst!

Er will durchs Amt dein Führer sein
Zu hohem Ziel,
Wirf dich mit Leib und Seel' hinein,
Und bete viel!

Etwas über Verwalter.

Es regnete. So ein kalter, feiner Staubregen, der tagelang anhält, und der durch seine trübe Nebelphysiognomie an den nahenden Spätherbst mahnt. Im kleinen Holzofen brannte das Feuer trotz dem Kalender, so daß es recht angenehm war beim Häftlimacher. Der alte Mann hatte nicht gerade viel zu tun, und seine Bude war ihm an solchen Tagen mehr Studierzimmer als Werkstatt. Diesmal war's „Schuberts Geschichte der Seele", worüber ich ihn traf. Zu seinen Füßen saß Johannisli und spielte mit dem Türk. Semiramis, die alte Katze, hockte auf dem Fensterbrett und tat, als ob sie schliefe, was aber keineswegs der Fall war, denn ab und zu blinzelte sie mit ihren gelbgrünen Augen nach dem Hunde.

„Bruder Häftlimacher," frug ich, „kennst du den alten Klotzinger schon lange?"

„Den Verwalter draußen in der Landgemeinde?" entgegnete er, „ja, den kenne ich, seit er dorthin kam von Pennsylvanien, das ist jetzt an die zwanzig Jahre her. Warum? Was hat er an dir auszusetzen gehabt? Wann bist du ihm auf die Hühneraugen getreten?"

„Ich sehe, du kennst ihn," sagte ich. „Er hat mir die letzte Sonntagnachmittagspredigt verdorben."

„Den Gefallen hat er schon mehr als einem Prediger getan," meinte er. „Was hast denn ang'stellt?"

„Nichts," erwiderte ich, „wenigstens nichts Unrech-

tes. Als ich hinaus kam am letzten Sonntagnachmittag etwa eine Viertelstunde vor dem Beginn des Gottesdienstes, wartete Klotzinger auf mich beim Pferdeschuppen und sagte, er müsse mit mir reden. Und dann fing er damit an, daß er über unsere jungen Leute loszog. Sie seien leichtsinnig und flatterhaft und machten der Kirche Schande. Aber es sei das auch kein Wunder, wenn diejenigen, die ihnen ein gutes Beispiel geben sollten, und die noch sogar dafür bezahlt würden, sie noch in diesem leichtfertigen Wesen bestärkten, u. s. w. Ich konnte mir gar nicht denken, worauf er eigentlich hinzielte, und so frug ich: „Was meinst du denn eigentlich?" „Dich meen ich!" platzte er los, „Du hoscht ihne e schlecht's Beispiel 'gebe, und derowege muß ich jetzt gewissesbalber mit dir rede. Ich tät's net, denn es ischt net mei Weg, mich in ander Leut ihre Sache nei z'mischet, aber es isch mei Pflicht als Verwalter, dem Prediger zu sage, was mir von em denke, und ich denk net viel von der."

„So," sagte ich, „das ist wenigstens offen und ehrlich, wenn auch nicht gerade sehr schmeichelhaft, aber wo und wie und wann hab' ich denn ein schlechtes Beispiel gegeben?"

„Jo," antwortete er, „ich bin einer von dene, die kei Blatt vors Maul nehmet, und die sich, wie der David, 's Maul net stopfe lasse wollet. Am letschte Sunntag in der Sunntagschul hoscht du die Schüler und die junge Leut lache mache. Du hoscht dich versündigt, und es habe nachher Verschiedene mit mir drüber g'sproche. Du bischt noch jung und kannscht die üble Gewohnheit noch ablege, und du muscht. Mir leide

das net. Das sind von dene Scherz- und Narredeidinger, die verbote sind für Prediger."

Damit drehte er sich um und ließ mich stehen, ich war auch zu verblüfft, ihm augenblicklich eine Antwort geben zu können: zudem kamen gerade einige andere hinzu," erzählte ich dem Häftlimacher.

Der lachte. „Ja, so macht er es jedesmal," sagte er. „Was hast denn erzählt?"

„Ich hab' den Kindern eine Geschichte erzählt," antwortete ich, „und sie haben gelacht, aber es war gar nichts Unrechtes oder Anstößiges darin."

„Ja, schau," erwiderte er, „das glaub ich dir gern. Ich kenne den Mann. Dein Vorgänger hat ihm einmal gesagt, so einen, wie er sei, müsse der Apostel Paulus gemeint haben mit dem Pfahl im Fleisch. Und dann kam er nicht mehr in die Kirche, so lang der Prediger bei uns war. Ich hab dir schon früher gesagt, es müss' halt au so Lüt' gä auf der Welt, und das ist einer davon."

„Wenn aber der Mann, wie ich verstehe, an jedem Prediger herum gerupft hat, warum hat man ihn denn alle diese Jahre her im Amt gelassen?" frug ich.

„Ja, schau," antwortete er, „der Prediger nominiert die Verwalter, und die Vierteljahrskonferenz erwählt sie, wie du weißt. Wir brauchen ja nun nicht immer die Männer zu erwählen, die der Prediger vorschlägt. aber gewöhnlich geschieht's. Es ist leichter, so einen Mann draußen zu halten, aus dem Verwalteramt nämlich, als ihn hinaus zu bekommen, nachdem er einmal eine Zeitlang drin war. Der Prediger, der ihn zuerst vorschlug, hat den Fehler gemacht, obwohl er's gut ge-

meint hat. Jener Prediger hat mehr an den Mann gedacht als an die Gemeinde, als er ihn vorschlug zum Verwalter. Er hat geglaubt, es täte dem Klotzinger gut. Die allererste Frage bei diesem Nominieren aber ist meiner Ansicht nach die: Nützt es der Gemeinde, oder schadet es ihr, wenn der Mann erwählt wird? Die Verwalter sind da um der Gemeinde willen, nicht die Gemeinde um der Verwalter willen. Wenn z. B. einer als Glied der Gemeinde lau und lässig ist, und die Gottesdienste unregelmäßig besucht, und die Gnadenmittel überhaupt vernachlässigt, dann denkt manchmal ein Prediger, wenn der Mann ein Amt hätte, dann würde das ihm helfen, es würde dann das Amt ein Sporn sein für ihn, und er würde durch das Amt gezwungen, fleißiger zu sein. So hat jener Prediger gedacht von dem Klotzinger, denn ich frug ihn hernach, warum er den Mann vorgeschlagen habe. Es war ihm leid, schon ehe das erste Jahr um war, denn der Zusammenstoß blieb nicht aus. Jetzt, wenn du frägst, warum dann die Nachfolger jenes Predigers den Klotzinger immer wieder vorgeschlagen haben, Jahr für Jahr, dann liegt die Antwort auf der Hand. Es war deshalb, weil es immer die Prediger waren, mit denen der Mann sich überworfen, er hat immer an den Predigern herumgenörgelt. Also handelte es sich bei den Predigern in diesen unliebsamen Vorgängen immer um Dinge, die sie persönlich angingen. Hätte es sich nun, statt um sie, um andere Glieder der Gemeinde gehandelt, wobei der Prediger nicht persönlich beteiligt gewesen wäre, dann hätte wohl keiner ihn wieder vorgeschlagen. Aber keiner wollte sich dem Vorwurf aus-

setzen, er hätte aus persönlichen Gründen den Mann beiseite gesetzt. Mit den anderen Gliedern aber kann Klotzinger nichts anfangen, denn sie kennen ihn alle, und alle gehen ihm aus dem Weg. So kam's, daß er jedes Jahr wiedererwählt wurde. Und gar oft, wenn nicht im Lauf des Jahres einer der Verwalter weggezogen oder gestorben war, geschah dieses Nominieren einfach durch die Formel: „Ich schlage die alten Verwalter vor," und so hat dann die Mehrzahl abgestimmt. Und wer nicht für den einen oder den anderen stimmen konnte oder wollte, hat einfach still geschwiegen."

„Dann," fuhr der Häftlimacher fort, „lag noch ein anderer Grund vor. Der Klotzinger hat eine gute, fromme Frau. Sie ist eine der besten Frauen, die in der Kirche sind, und in ihrem Charakter, ihrer Gemütsart und ihrem ganzen Wesen das gerade Gegenteil von ihrem Mann. Ihre beiden Töchter und der eine Sohn, der jüngere, sind ihr ähnlich. Der älteste ist wie sein Vater, den kennst du aber nicht, er ist nicht mehr daheim und kommt nie zur Kirche. Wenn die Frau einmal heimkommt in den Himmel, dann wird sie dort zu denen gehören, die gekommen sind aus großer Trübsal, und diese Trübsal heißt Klotzinger. Jetzt haben manche Prediger den Mann in den letzten Jahren als Verwalter stehen lassen um seiner Familie willen. Wenn er nicht wieder erwählt wird, geht er nicht mehr in die Kirche und dann dürfen auch seine Frau und seine Kinder nicht mehr kommen. Und sie dürfen auch nichts bezahlen. Er bezahlt für sie alle, und wenig genug. Die Frau hat nicht einmal ein Recht zu ihrem Butter- und Eiergeld, wie das sonst Gebrauch ist bei den Far-

mern hier herum. Davon muß sie nicht nur für sich und die Kinder die Kleider beschaffen, sondern auch sonst noch alles, was ins Haus soll, denn er kauft nie etwas für Bequemlichkeit oder zur Verschönerung des Heims. Und seit sie einmal jede Woche etwas von dem Geld zurücklegte für die Mission und er das ausfand, bekommt sie überhaupt kein Geld mehr in die Hand. Wenn also dieser Mensch sein Verwalteramt nicht wieder bekommt, dann geht er nicht mehr zur Kirche und die Seinen dürfen dann, wie gesagt, auch nicht mehr gehen. Auch aus dem Grunde wurde er immer wieder vorgeschlagen und die anderen Brüder, die das auch wissen, haben ihn immer wieder erwählt. So steht's."

„So," sagte ich, „der Klotzinger ist also so ein Unkraut unter dem Weizen, das die Knechte nicht ausraufen, damit der Weizen nicht mit ausgerauft werde, und das man deshalb stehen lassen muß bis zur Zeit der Ernte?"

„Ja," antwortete er, „so haben's manche angesehen. Ich glaube aber nicht, daß der Fall auf ihn paßt. Er ist nicht ein Unkraut, wie du es ausdrückst, sondern er säet Unkraut, wo es ihm gelingt. Er schadet der Gemeinde, und das um so mehr, gerade weil er Verwalter ist. Und seine Frau und Kinder würden es keinem Prediger übel nehmen, der ihn nicht wieder vorschlägt, denn sie kennen ihn ja viel besser als irgend jemand sonst."

„Was würdest du nun, wenn du Prediger wärst, darin tun?" frug ich.

„Ich würde ihn nicht wieder vorschlagen," antwortete Häftlimacher.

„Aber was wird dann aus seiner Familie?“ frug ich weiter.

„Das würde ich dem lieben Gott anheim stellen,“ erwiderte er, „denn er hat Mittel und Wege, wo wir keine sehen. Und du kannst dich darauf verlassen, daß der Vater im Himmel ganz besonders solche seiner Kinder nicht vergißt und acht auf sie hat, und es kann absolut niemand sie aus seiner Hand reißen, auch Klotzinger nicht.“

„Schau,“ fuhr er fort, „es handelte sich da bei mir, wenn ich Prediger wäre, um eine klar erkannte Pflicht, und die soll ich einfach tun. Es ist einfach recht, ihn nicht wieder zu erwählen und es ist nicht recht, ihn im Amt zu lassen. Ein Unrecht aber kann nie Gutes hervorbringen. Wenn der allmächtige Gott in seiner Weisheit und in seiner Liebe es dennoch so gestaltet, daß das Uebel gewandt wird, dann entschuldigt das uns nicht. Wir machen ihm nur um so viel mehr Arbeit und Mühe. Ich würde aber vor der Wahl mit der Frau reden und dann mit ihm. Ich würde ihm ganz ruhig und klar die Gründe angeben, weshalb ich ihn nicht vorschlagen könne, und ich würde das Persönliche ganz außer acht lassen. Und dann ließe ich's drauf ankommen. Du brauchst aber nicht zu tun, was ich tun würde, wenn ich an deiner Stelle wäre. Ueberdenke dir die Sache, bete drüber, halte deine Augen und dein Herz offen, und dann handle, denn die letzte Vierteljahrskonferenz ist nicht mehr weit.“

„Das will ich tun,“ sagte ich.

„Großvatter,“ unterbrach Johannisli unseren Ge-

dankengang, „worum schpielt e Chatz und en Hund nit mitenand?"

„Hä, Büebli," antwortete der Großvater, „sie passet halt nit z'sämme."

„Jo," wollte der Kleine weiter wissen, „worum passet sie nit z'sämme?"

„Wil der Hund en Hund ischt, und d'Chatz e Chatz," belehrte ihn der Alte. Johannisli schwieg eine Weile, dann frug er wieder: „Hät der lieb Gott welle (gewollt), daß es so ischt?"

„Nei, Johannisli," antwortete ihm der Großvater, „im Paradies isch es nit so gsi (gewesen), dört händ (haben) sie z'sämme paßt."

„Gell, Großvatter," fuhr das Büblein fort, nachdem es erst den Hund und dann die Katze sinnend angeschaut, „denn chönnet sie's nit helfe, daß sie nit z'sämme passet."

„Nei," antwortete der Alte, „sie chännet's nit helfe, 's ischt ihri Natur so." Johannisli stand vom Boden auf und streichelte die Katze, welche es sich schnurrend gefallen ließ, der Hund aber wurde eifersüchtig und bellte asthmatisch.

„Bischt still, Türk!" sagte Johannisli. Dann stellte er sich vor den Großvater hin und frug:

„Händ (haben) d' Menschen au e Natur?"

„Jo, Büebli, aber worum frogscht jetzt das?" sagte Häftlimacher.

„Alli Menschen?"

„Jo, Johannisli, alli Mensche, aber sie händ nit alli die gliech (gleiche) Natur. Aber das verstohscht du noch nit."

„Denn passet au nit alli Mensche z'sämme, gell nit, Großvatter?“ schloß der Kleine die sonderbare Unterhaltung, worauf der Alte sagte: „Häscht recht, Johannisli, sie passet nit alli z'sämme.“ — —

„Ja, sie passen nicht alle zusammen,“ nahm Häftlimacher das vorige Gespräch wieder auf, „auch in der Kirche nicht, und es wird wohl so sein, so lange wir auf Erden sind in der streitenden Kirche, bis wir einmal in die triumphierende versetzt werden. Dort werden alle zusammen passen, denn dort wird keiner mehr etwas von der alten Natur an sich tragen. Die wird für immer abgestreift sein. Dort wird man auch keine Verwalter mehr brauchen, wenigstens wird ihre Aufgabe eine andere sein.“

„Ja, glaubst du,“ sagte ich, „daß wir dort auch noch eine Aufgabe haben werden?“

„Eine Aufgabe, ja,“ antwortete er, „aber nicht verbunden mit Mühe und Arbeit und mit Kampf und Not, sondern mit Freude und Wonne. Denn, so scheint es mir, das liegt in dem Wort des Herrn an die treuen Knechte bei seinem Wiederkommen: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude. Das Verwalteramt auf Erden ist ein Dienst, nicht den Menschen, noch für Menschen, im höchsten Sinne, sondern für Gott. Ein Schäfer weidet seine Herde; er dient der Herde, aber vor allem dem, der ihn angestellt hat. Wenn er sein Amt versäumt, dann leidet die Herde darunter, seinem Herrn aber ist er verantwortlich, und der wird ihn richten. So mit dem Verwalteramt in der Kirche. 's ist ein gar hohes und

verantwortliches Amt, und man möchte sich wohl manchmal fragen: Wer ist hierzu tüchtig? Deshalb hat auch unsere Kirche vor allen anderen dem Prediger das Recht zuerteilt, geeignete Personen fürs Verwalteramt vorzuschlagen, weil er, zufolge seiner Stellung, die Männer seiner Gemeinde oder seines Bezirks am besten kennen kann und soll, und weil der Erfolg und der Segen seiner eigenen Arbeit und auch sein zeitliches Wohlergehen zum Teil von ihrer Treue und Tüchtigkeit abhängt."

Er langte die Kirchenordnung vom Bücherschaft an der Wand herunter, schlug sie auf und sagte: „Lies einmal, was da steht in Bezug auf die Verwalter und ihre Pflichten."

Ich las:

> „Die Verwalter sollen Personen von gründlicher Frömmigkeit sein, welche die methodistische Lehre und Kirchenordnung kennen und lieben und gute, natürliche Gaben, sowie auch erworbene Kenntnisse zur Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten der Kirche besitzen.
>
> „Die Pflichten der Verwalter sind: Eine genaue Rechnung über alles Geld oder anderweitige Gaben, welche sie zum Unterhalt der Prediger auf dem Arbeitsfelde eingenommen haben, zu führen, und das Eingenommene nach Anweisung der Kirchenordnung zu verwenden; über jede Ausgabe, sei es für den Prediger oder die armen Glieder der Gemeinde, genauen Bericht zu erstatten; die Hilfsbedürftigen und Leidenden aufzusuchen, um sie zu unterstützen und zu trösten; den Prediger von kranken Gemeindegliedern und solchen, die einen un-

ordentlichen Lebenswandel führen, in Kenntnis zu setzen; den Predigern zu sagen, was sie Tadelnswertes an ihnen finden; —"

„So weit," unterbrach der Häftlimacher. „Jetzt siehst du," sagte er, „wie wichtig und von welcher Tragweite das Verwalteramt ist für das Wohl des Predigers und für das Gedeihen der Gemeinde. Die Verwalter sind die Gehilfen des Predigers, ja seine rechte Hand. Sie stehen unter seiner Leitung, sie nehmen ein persönliches Verhältnis zu ihm ein, nicht nur ein allgemein brüderliches, sondern ein amtliches. Sie sollen ihm helfen und beistehen in der Leitung der Gemeinde, ja sie sollen sogar über ihn wachen in herzlicher Bruderliebe, aber nicht über ihn herrschen. Sein Wohl soll ihnen am Herzen liegen, damit er seine schweren Amtspflichten erfüllen kann mit Freuden und nicht mit Seufzen. Er soll sich auf sie verlassen können in jedem guten Werk, sie sollen seine Freunde sein. Ich hab' immer gemeint, jenes ernste Wort in Psalm 105, 15: „Tastet meine Gesalbten nicht an, und tut meinen Propheten kein Leid," gehe vor allen anderen die Verwalter an. Ihre Pflichten sind, wie du siehst, zweifacher Art: geistliche und finanzielle. Deshalb fordert die Kirchenordnung von ihnen zuallererst gründliche Frömmigkeit und Kenntnis der Lehre und Liebe zu unserer Kirche. Dann aber auch natürliche Gaben und Fähigkeiten zur Ausübung ihrer finanziellen Pflichten. Ein Prediger, der treue, tüchtige Verwalter hat, hat eine Macht hinter sich, er ist glücklich zu preisen. Und ein Prediger, der sie nicht hat, der ist zu bedauern. Die Verwalter können, wenn sie den Prediger achten und lieben als Knecht des

Herrn, ihm die Arbeit zur Freude machen, so daß es ihm ist in der Verwalterversammlung, als käme er heim aus dem Sturm und Kampf draußen in den Kreis seiner Freunde; und sie können, wenn sie untüchtig oder unaufrichtig oder selbstsüchtig sind, ihm die Arbeit zehnfach erschweren."

„Es gibt nun hie und da Verwalter," fuhr er fort, „die wohl diese Anweisungen in der Kirchenordnung nie gelesen haben, und der Prediger hat es vielleicht auch versäumt, sie darauf aufmerksam zu machen. Und hie und da gibt's wohl auch einen oder den anderen, der von all dem, was du gelesen, nur den letzten Satz verstanden, oder vielmehr mißverstanden, und der dann meint, seine ganze Aufgabe als Verwalter bestehe darin, den Prediger zu schulmeistern. Ein Vorstehender Aeltester, den ich kenne, frug einmal in einer Vierteljahrskonferenz, gerade ehe die Verwalter erwählt werden sollten fürs nächste Jahr: „Was ist wohl die Hauptaufgabe eines Verwalters?" und einer vom Kaliber Klotzingers antwortete: „Dem Prediger den Rost herunter zu machen." Dem Manne hat dann jener Vorstehende Aelteste den Rost herunter gemacht, daß er's nie vergaß. Und ein anderer, ein noch junger Mensch, der auch nie ins Verwalteramt hätte kommen sollen, opponierte einmal mit Händen und Füßen gegen eine Gehaltserhöhung des Predigers, die schon lange hätte gemacht werden sollen, aus folgenden Gründen. Er sagte: „Ich schaffe die ganze Woche lang, sechs Tage, für einen Taler und 25 Cents per Tag, unser Prediger schafft nur einen Tag aus sieben und bekommt, genau ausgerechnet, einen Taler und 35 Cents per Tag, sechs

Tage zur Woche gerechnet, und deshalb bin ich dagegen, daß man ihm noch mehr gibt." So könnte ich dir noch andere Beispiele anführen. Die sind aber, gottlob, Ausnahmen. Und in beiden genannten Fällen waren die Prediger mit schuld daran, sie hätten diese Männer nie vorschlagen sollen zum Verwalteramt, denn erstens fehlte es beiden an Frömmigkeit, und zweitens am gesunden Verstand, und drittens waren sie geizig. Und sie waren auch nicht geachtet in der Gemeinde. Gründliche Frömmigkeit und gute Gaben meint, auf die Verwalter angewandt, ein großes, weites Herz und einen hellen Kopf. Wer das hat, kann nie handeln wie jene beiden. Und beide hatten auch nicht den geringsten Einfluß in der Gemeinde. Der erste war — und ich kannte sie beide genau — eine scheinheilige Kratzbürste, und der andere hatte so ein Erbsengehirn, so eingetrocknet, daß es rappelte, wenn er den Kopf schüttelte. Sie wurden auch nicht wieder erwählt. Die Verwalter sind nicht nur die rechte Hand des Predigers, sondern auch seine Leibgarde. Sie stehen ihm näher als die anderen Brüder in der Gemeinde. Sie sollen über ihn wachen, aber nicht wie der Klotzinger, um Fehler an ihm zu finden. Denn so, wie das Leben einmal ist, und die Menschen und die Verhältnisse sind, ist's einfach ganz unmöglich, daß einer, der an einem anderen Fehler sucht, sie nicht auch fände, oder doch etwas, das in seinen Augen so aussieht. Es kam 'mal so einer zu mir und sagte: „Mir Verwalter müsse die Prediger erziehe." „So," frug ich, „wie denn?" „Mir müssen ihne sage, was uns net an ihne g'fallt," antwortete er. „Ja, was g'fallt dir nun zum Beispiel nicht an unserem Predi-

ger?" frug ich weiter. „Sei Frau!" platzte er heraus, „sie ist zu stolz und hoffärtig." „Ich bin aber der Ansicht," sagte ich ihm, „daß der liebe Gott unserem Prediger manche schöne Gabe geschenkt hat, und die allerbeste ist seine Frau. Und selbst, wenn das nicht so wär, ich denke, wenn sie ihm paßt, dann geht das doch dich weiter nichts an. Ueberhaupt kommst du in dem Punkt mit deiner Erziehung viel zu spät," sagte ich ihm. Dann wurde er aufgeregt. „Sie paßt mir aber net," rief er, „und ich muß doch für sie sorge, daß sie was zu esse hat. Und sie wohnt in unserem Haus." Der Mann hatte ein paar alte, baufällige Häuser hier in der Stadt, wohnte aber auf seiner Farm. „Ja, seit wann sind sie denn aus der Predigerwohnung gezogen in dein Haus?" frug ich. „Sie sind net auszoge, aber die Predigerwohnung g'hört doch uns und net ihm," rief er. „So," sagte ich, „jetzt ist's gerade genug. Die Predigerwohnung gehört nicht uns, sondern der Kirche, und es hat kein Mensch ein so gutes Recht, drin zu wohnen, als unser Prediger, den uns die Konferenz geschickt." „Sie kann aber net drin mache, was sie will, do han mer dann auch noch was dazu zu sage," rief er, „und ich hab's ihr auch g'sagt, als ich letscht dort war. Sie hat do so Firlefanzereie an dene Fenster g'habt, die bloß viel Geld koste, und mir müsse doch derfor bezahle." „Und du hast ihr das gesagt?" frug ich. „Jo, es war mei Pflicht," erwiderte er. „Und was hat sie drauf geantwortet?" frug ich. „Gar nix," sagte er, „sie hat mich nur so anguckt, so, so, — ich kann's net sage, wie. So ne Art stolz, grad, als wenn sie g'sagt hätt: Du arme Tropf! Ich hab wolle zum Mittagesse

bleibe, weil ich grad G'schäften in der Stadt g'habt hab, ich bin aber net gebliebe. Sie hat mich gradwegs zur Tür naus 'guckt. Und jetzt laßt mer mei Frau und meine Mädle kei Ruhe, sie wollet au so Dinger an d' Fenster. Sie kriege sie aber net." So sprach der Mann," sagte der Häftlimacher, „aber er ist seitdem nie wieder zu mir gekommen."

„War das der Klotzinger?" frug ich.

„Hast's erraten, er war's."

„Er will auch jeden Prediger fort haben," fuhr er fort, „sobald er ein Jahr hier war, höchstens zwei, aber es gelingt ihm nicht. Der Vorstehende Aelteste kennt ihn und die anderen alle auch, so kann er nichts ausrichten."

„Männer von gründlicher Frömmigkeit, welche unsere Lehre und Kirchenordnung kennen und lieben und gute, natürliche Gaben besitzen und Kenntnisse zur Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten der Kirche," wiederholte er. „Ja, das ist was Großes. Wer das so in die Kirchenordnung hinein gesetzt hat, hat's verstanden. Dem hat's Gott selber gezeigt, was er für Männer haben will im Verwalteramt. Es gehört beides zusammen; gründliche Frömmigkeit ist aber die Grundlage, auf der sich das andere aufbaut. Schau, ich bin auch Verwalter, und seit Jahren halte ich mir das vor und suche dies Ideal zu erreichen. Denn ich glaube, nächst dem des Predigers ist das Amt der Verwalter das wichtigste und verantwortlichste. 's ist in der ersten Kirche vom Heiligen Geiste selber eingesetzt worden und jene ersten Verwalter waren Männer, erfüllt mit dem Heiligen Geiste, nämlich jene sieben Almosenpfle-

ger, von denen der Stephanus einer war. Die haben die Finanzen verwaltet, und die Leidenden und Hilfsbedürftigen aufgesucht und sie getröstet und mit ihnen gebetet. Die waren rechte Gehilfen der Apostel. Schau nur in der Apostelgeschichte, welche Eigenschaften und Fähigkeiten die Zwölfe an denen suchten, die dies Amt verwalten sollten, als sie zu der versammelten Menge der Jünger sagten: „Darum, liebe Brüder, sehet euch um nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben, und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind." Und sie haben sie gefunden, der Heilige Geist hat suchen helfen. Und es war einer von diesen ersten sieben Verwaltern, der der erste Blutzeuge sein durfte, und der im Sterben den Himmel offen sah, und Jesum stehen und auf seinen treuen Knecht warten! Ja, es ist ein gar hohes Amt!"

„Es scheint aber manchmal doch recht schwer, gute Verwalter zu bekommen," warf ich ein, „nicht jeder, den man für tüchtig hält, ist willig dazu, und ich kenne solche, die, nachdem sie erwählt worden, sich geradezu weigerten, das Amt anzunehmen."

„Ich weiß wohl," antwortete Häftlimacher, „ich kenne auch einige solcher Brüder. Denen fehlt entweder der rechte Amtsbegriff, oder sie scheuen die damit verbundene Mühe. Es kommt aber auch vor, daß einer sich weigert, weil er in aller Aufrichtigkeit sich nicht für fähig hält dazu, — und das ist ja keiner aus sich selbst, — und weil er sehr schwach ist im Glauben. Denn es erfordert Glauben und immer wieder Glauben, um irgend etwas zu tun im Reiche Gottes. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen, auch im Verwalter-

amt. Verwalter zu sein in einer Gemeinde, in der das Hauptübel der Geiz wäre, ist eine schwere Sache. Da darf einer keine Menschenfurcht haben. Und einen geizigen Bruder zum Verwalter vorzuschlagen und zu erwählen, ist, das wenigste gesagt, eine große Torheit, das hieße, nach dem Sprichwort, den Bock zum Gärtner machen. So einer reißt immer wieder nieder, was der Prediger und seine treuen Arbeiter aufbauen, und das Niederreißen nimmt lange nicht so viel Zeit in Anspruch, als das Aufbauen. Es ist auch gar keine Kunst, der Dümmste kann's."

„Es gibt aber, gottlob, wie ich schon sagte," schloß er, „auch heute noch in der Kirche viele gute und treue Männer im Verwalteramt, die ihre Pflicht ernst auffassen, die treu zum Prediger stehen und ihm eine Stütze sind in seiner Arbeit. Und die, wenn sie etwas sehen am Prediger, was ihm nach ihrer Ueberzeugung in der Erfüllung seines hohen Berufs hinderlich ist, ihn in aller Liebe und Demut als Freunde darauf aufmerksam machen. Und ein rechter Diener Gottes wird's auch annehmen. Männer, Verwalter von Gottes Gnaden, die vor allem anderen jeden Tag für ihren Prediger beten, wie er auch besonders für sie und oft mit ihnen betet. Solche Verwalter sind, wie jene ersten Almosenpfleger, ein Segen in der Gemeinde. Und," schloß er, „so ein Verwalter möchte ich sein."

Und so ein Verwalter war mein Freund Häftlimacher.

XII. Gibt's in der Bibel auch Humor?

Ich kenne eine Harfe
Von wunderbarem Klang.
Wie hat's mich oft ergriffen,
Das Lied, das sie mir sang.

Bald tönt sie laut, bald leise,
Doch immer ist ihr Schall,
Als spräch' aus ihren Saiten
Ein sanfter Widerhall.

Gleich einem Antwortgeben
Auf andre Harmonien,
Die an die Saiten zittern
Und durch die Seele zieh'n.

Es ist des Herzens Harfe,
Die mir so schön erklingt
Ob jener Töne Fülle,
Die Gottes Wort entspringt.

Denn, was im Worte tönet
Nimmt meine Harfe auf,
Es hat ihr Strom der Lieder
Von dort her seinen Lauf.

So bebt's durch ihre Saiten,
So spricht's aus ihr hervor
Das Echo jener Klänge
Im Ernst und im Humor.

Denn w i e der Vater redet
Zu mir aus seinem Wort,
So tönt's durch meine Harfe,
So klingt es fort und fort.

Doch wenn die Welt mich locket,
Wenn ihr Sirenensang
An ihre Saiten streifet,
Dann gibt sie keinen Klang.

Das ist, weil er sie stimmte
Zu s e i n e n Harmonien,
Daß ew'ger Liebe Klänge
Mein Leben sanft durchzieh'n.

Gibt's in der Bibel auch Humor?

Gibt's in der Bibel auch Humor?"

Diese Frage stellte ich an den Häftlimacher.

„Ja, wie kommst du denn darauf?" wollte er wissen.

„Was ich meine," antwortete ich, „ist, ob das, was wir Humor nennen im eigentlichsten Sinne des Wortes, etwas ist, das dem Geiste des Christentums zuwider, das man also meiden und gegen das man ankämpfen sollte, als gegen eine Versuchung, oder ob es etwas ist, das der Bibel nicht zuwider ist, ja vielleicht sogar in ihr gefunden wird."

„Ich weiß wohl, was du meinst," erwiderte er, „aber man kann gewöhnlich eine derartige Frage besser, wenigstens zufriedenstellender beantworten, wenn man weiß, gerade was zu derselben geführt. Deshalb frage ich: wie kommst du darauf?"

„Der Klotzinger hat mich darauf gebracht, als er mir die Leviten verlas beim Pferdeschuppen, wie ich dir erzählt habe," sagte ich, „als er nämlich von Scherz und Narreteidingen redete, die ich mir, nach seiner Ansicht, zu Schulden habe kommen lassen und wodurch ich einen schlimmen Einfluß ausübe auf die Jugend, oder in Gefahr sei, so zu tun; und gegen welche üble Gewohnheit ich ankämpfen müsse. Jetzt, wenn du mir das gesagt hättest, dann hätte das Gewicht bei mir; die Frage tauchte aber doch in mir auf und hat mich seitdem be-

schäftigt, ob der Mann nicht am Ende in einem Maße recht habe. Ich glaube nun nicht, daß ich in der besonderen Gefahr bin; ich kann echten Humor schätzen, aber die Anlage bei mir ist viel zu gering, mir oder anderen gefährlich zu werden. Wenn's aber in der Schrift verboten ist, als dem Geist des Evangeliums zuwider, dann würde ich auch gegen die bei mir zwar seltenen derartigen Regungen ankämpfen. Andererseits aber," setzte ich hinzu, „habe ich einige Männer kennen gelernt, Prediger sogar, welche diese Gabe haben und doch habe ich gefunden, daß sie, wenigstens so weit ich imstande bin zu urteilen, trotzdem tüchtige Männer waren, ernste, treue Arbeiter und auch erfolgreich in ihrem Wirkungskreis."

„Ja, schau," sagte der Häftlimacher, „die Bibelstelle, auf die der Klotzinger sich bezog, — und ich bezweifle, daß er sie je selber gelesen, — hat's mit ganz was anderem zu tun. Dort ist auf etwas hingewiesen, was wirklich vom Uebel ist, etwas, das sich nicht verträgt mit dem Geist ernsten Christentums, ja ihn dämpft und vertreibt, weil's noch etwas vom alten Wesen ist. Also etwas, was jeder ernste Christ meiden soll wie ein gefährliches Gift. Luther hat den Ausdruck „Scherz und Narreteidinge" gebraucht. Die Stelle, worauf Klotzinger sich bezog, ist, wie du weißt, Epheser 5, 4: . . . „Auch schandbare Worte und Narrenteidinge, oder Scherz, welche euch nicht ziemen; sondern vielmehr Danksagung." Nach der wörtlichen Uebersetzung von Weizsäcker aber heißt es dort: „Unzucht und jede Art Unreinigkeit oder Habsucht soll man auch nicht dem Namen nach unter euch kennen, so wie es den Heiligen

ziemt; ebenso Gemeinheit, Possenreden und leichtfertiges Geschwätz, was unschicklich ist; statt dessen vielmehr Danksagung." Scherz und Scherzen hat heute einen zweifachen Sinn. Nicht alles Scherzen ist vom Uebel. Ein Scherz kann sehr unschuldig sein, ja sogar etwas Gutes. Leichtfertiges Geschwätz aber ist ganz etwas anderes. Es gibt nun aber auch sehr viel unziemliche lose Scherzreden, das sind dann Possen. So mit dem Possenspielen, jemand zum Narren halten, — das sind Narreteidinge, denn es ist immer ein großes Teil Unwahrheit damit vermischt mit der Absicht, andere hinters Licht zu führen, um sie lächerlich zu machen. Das verträgt sich weder mit der Wahrheit, noch mit der christlichen Liebe. Ein Christ soll nicht Narreteidinge treiben, nicht Narrengeschwätz im Munde führen, nicht andere zum Narren halten, nicht ein Possenspieler oder gar Possenreißer sein, nicht ein professioneller Spaßmacher, also einer, der alles ins Lächerliche zieht, nicht ein Hanswurst. Das Leben und unsere Aufgabe ist zu ernst dafür. Aber wir müssen uns auch hüten, nicht ins andere Extrem zu geraten und allen Humor zu verdammen. Denn der echte Humor ist eine Gottesgabe, für die ein Mensch seinem Gott danken darf und soll, und die er auch zu Gottes Ehre verwerten kann. Denn alle gute Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts und zu diesen Gottesgaben gehört auch der echte Humor. Der Teufel hat keinen Humor. Er hält zwar den Menschen zum Narren, um ihn in seinem Netz zu halten, aber das zum-Narren-halten ist so fern von Humor, als Lüge von der Wahrheit. Lose Scherzreden, Narrengeschwätz, Hanswurstereien und Possenreißen

sind nicht Humor. Es ist auch nicht Humor, wenn einer einem anderen „einen Bären aufbindet", nach dem Volksausdruck. Denn all das steht im Gegensatz zur Wahrheit. Der echte Humor will und sucht die Wahrheit und er zeigt sie in einer Weise und in einer Verbindung, durch Worte oder durch Handlungen, wie man sie sonst nicht so klar sehen würde, oft gerade dadurch, indem er auf das Gegenteil hinweist, wie lächerlich, ja wie unmöglich es ist. Auch oft, indem er uns die Wahrheit in anderen Beziehungen zeigt."

„Ich will dir ein Beispiel geben," fuhr er fort. „Ein Prediger kam mit einem Städter ins Gespräch, im Laufe dessen der letztere auf die Landleute zu sprechen kam, daß Gott sie nie zufriedenstellen könne, immer sei etwas nicht recht. „Die Landleute, die Farmer," sagte er unter anderem, „sind doch miserable Menschen, denen es Gott nie recht machen kann. Wenn er regnen läßt, dann ist's ihnen entweder nicht genug, oder zu naß," u. s. w. „Ja," stimmte der Prediger bei, „du hast recht, die Farmer sind miserable Menschen, die immer was auszusetzen haben an Gottes Walten. Wenn der liebe Gott aber dich und mich ansieht, was muß er da für eine Freude an uns haben! Denn wir zweie sind gerade recht, grad, wie wir sein sollten. Meinst du nicht auch?" — — Der Mann sah, was der Prediger meinte, und sagte: „Ja, du hast recht, es ist so, und es kann keiner von uns dem anderen was vorwerfen, wir haben alle unsere Fehler." Siehst, der hat's gesehen und der Humor der Rede hat's ihm im Augenblick gezeigt. Das war gewiß nicht vom Uebel. Alles im Erdenleben hat seine Licht- und seine Schattenseiten.

Gerade so, wie wir Tag und Nacht haben, nur die Sünde nicht, die hat keine Lichtseiten, die ist Finsternis. Unter Schattenseiten versteht man ja nun gewöhnlich das Unvollkommene, das Gegenteil vom Guten, vom Licht. Das ist's aber nicht, was ich hier mit dem Wort meine. Es wäre vielleicht deutlicher, verständlicher, wenn ich's so stelle: alles auf Erden hat seine lichte, heitere und seine ernste Seite. Manchmal mehr von der einen, manchmal mehr von der anderen. So auch der Mensch. Er kann beides sein, fröhlich und traurig, heiter und ernst. Er kann lachen und weinen, jauchzen und klagen. Beides gehört zum Leben und alles hat seine Zeit, wie der weise Prediger sagt. Und jeder Mensch ist auch so oder so angelegt. Es ist eine wunderbare Sache um das, was wir Deutsche „Gemüt" und „Gemütsanlage" nennen. Gemüt meint nicht Verstand, nicht Wille, nicht Gefühl, nicht Urteilskraft. Es ist verschieden von all diesem und doch beeinflußt es alles."

„Was hat aber das mit dem Humor zu tun?" frug ich ihn.

„Sehr viel," antwortete er, „denn das Gemüt ist der Boden, auf dem der Humor erwächst, im Gemüt entspringt er. Zwar hat nicht jeder gemütvolle Mensch auch die Gabe des Humors, aber keiner, der Humor hat, ist ohne Gemüt. Ein oberflächlicher Mensch hat keine Gemütstiefe und auch keinen Humor im eigentlichen Sinne des Worts. So auch der Selbstsüchtige nicht. Ein Mensch mag einen scharfen Verstand haben und doch keine Gemütstiefe. Ein solcher kann sarkastisch sein, und ironisch, und witzig, aber zum Humor

gehört auch das Herz. Der Humor ist ein gar guter Gesellschafter, er ist gemütlich und frohsinnig, während Sarkasmus und Ironie sehr ungemütlich werden können. Humor ist gleich mildem, süßem Wein, der das Herz erfreut und stärkt; im Sarkasmus und der Ironie ist der Humor sauer und ätzend geworden, wie scharfer Essig. Der Humor zeigt einen Menschen nach seinen verschiedenen Seiten, so wie er wahrheitsgemäß ist; der Sarkasmus aber beißt und brennt und tut weh und will das aus persönlichen Gründen. Er kann gar tiefe Wunden schlagen. Somit darf Humor nie mit ihm verwechselt werden. Der Humor kann auch angewandt werden, um Fehler bloß zu legen, er tut das aber aus guter Absicht, um zu bessern, niemals, um weh zu tun."

„Es gibt aber doch Menschen," sagte ich, „die auch den Humor nicht leiden können und die sich darüber ärgern, so wie zum Beispiel der Klotzinger."

„Das weiß ich wohl," antwortete der Häftlimacher, „aber das liegt nicht am Humor, sondern an ihnen selber. Es gibt eben allerlei Geschöpfe in der Welt, auch solche, die in lautem Jammer aufheulen ob dem Ton einer Kirchenglocke. So wie's auch Menschen gibt, die nicht mehr lachen können oder wollen, und die das dann als eine höhere Stufe des religiösen Lebens betrachten, als die ist, auf der wir anderen uns befinden. Es kann ein Mensch so versauert werden, bildlich geredet, daß man ihn nicht anstellen dürfte, eine Kuh zu melken. Die Milch wäre sauer, ehe der Eimer voll ist. Es gibt ja hier und da auch solche Menschen in der Kirche, die so sauer geworden sind, daß sie wandelnden Essigkrügen gleichen. Sie gehören nicht zu denen, von denen der

Psalmist sagt: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie denoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm." Nein, wenn diese Essignaturen alt werden, werden sie desto mehr bitter, wehleidig, kratzig, lederartig, eingeschrumpft und unausstehlich sein, daß es nicht mehr auszuhalten ist um sie her. Und solche Leute sind es, die den Humor nicht mehr vertragen können, davon sie selber keine Spur mehr haben, denn sie haben diese Gottesgabe im Keime erstickt."

„Schau," fuhr er fort, „manche Leute bitten Gott, daß er ihnen helfen möge, ihr Kreuz zu tragen, was immer es ist, und das ist auch recht. Sie vergessen aber gar zu oft, daß Gott uns zu jedem Kreuz und auch für alles Widerwärtige, was uns auf unserem Lebenswege begegnet, auch zwei Arme gegeben zum Tragen und zum Ueberwinden des Schweren, damit wir nicht unterliegen unter diesen Lasten. Der eine heißt Geduld und der andere ist der Humor. Die Kraft aber in beiden kommt aus dem lebendigen Glauben. Die Geduld lehrt warten, bis das Ende der Trübsal kommt, wann immer es Gott gefällt, der Humor aber weiß, weil er aus dem Glauben fließt, in jedem Ungemach und in jeder Trübsal die Sternlein zu finden, die hinter den Wolken verborgen."

„Ja," sagte ich, „aber verwechselst du da den Humor nicht mit dem Glauben selber, ist es nicht der Glaube, der uns über die Dunkelheiten hinweg hilft?"

„Jawohl," antwortete der Häftlimacher, „ich meine aber, der rechte Humor, den Gott gibt, macht es uns leichter, zu glauben, denn er bewahrt vor Verzweiflung.

Der Humor läßt uns gar manches sehen an Menschen und Dingen und Verhältnissen schon im gewöhnlichen Alltagsleben, was man sonst nicht sieht. Es gibt nun, bei allem Elend in dieser Welt, tausend Dinge, die, wenn man sie nur wahrnimmt, das Herz fröhlich stimmen können. Der Humor ist das Auge, das sie sieht. Zum Beispiel. Meine Nachbarin da drüben hat drei kleine Mädchen. Eines Tages saßen sie alle drei auf der Schwelle der Haustür und weinten oder vielmehr sie heulten, daß man den Jammer weithin hören konnte. Ich mische mich nun grundsätzlich nie in anderer Angelegenheiten, besonders, wo's die Erziehung der Kinder angeht, aber ich konnte die Drei sehen und hören von der Tür aus dort. Die Mutter hatte ihnen irgend einen Wunsch versagt und als sie's erzwingen wollten, gab's Schläge. Sie heulten so eine halbe Stunde lang fort, bloß um zu heulen, da hörte das eine Mädchen plötzlich auf und schaute die anderen beiden so an, und als er sah, was sie für komische Gesichter schnitten, kam der Humor, und obwohl die Tränen noch nicht trocken waren auf dem verheulten Gesicht, fing die Kleine an zu lachen. Die beiden anderen hörten jählings auf, schauten erst verwundert drein, und dann fingen sie auch an zu lachen. Was war geschehen? Sie hatten auf einmal die Komik der Sache gesehen, der Schmerz war vorüber, der Himmel war wieder klar. Und als die Mutter an die Tür kam, um die Ursache der plötzlichen Gemütsumstimmung zu erfahren und frug: „Was habt ihr zu lachen?“ antworteten sie: „O Mutter, du hättest uns nur sehen sollen, was wir für lächerliche Gesichter machten.“ Der Humor hatte ihnen die

andere Seite gezeigt. So geht's aber auch oft mit uns großen Kindern."

„Ob's in der Bibel auch Humor gibt?" wiederholte er meine anfangs gestellte Frage. „Ja, warum denn nicht? Wenn mir mein Gott auf Erden im gewöhnlichen Tageslauf der Dinge schon so manches Schöne und Frohe zeigt durch den Humor, warum sollte er es nicht auch tun in der größeren und viel herrlicheren Welt seines Wortes, das er mir ja gegeben, damit ich diese sichtbare Welt recht verstehe und auf dem Wege seiner großen Erlösung in seinem Sohne den Weg zum Himmel finde? So antworte ich auf deine Frage ohne Zögern mit einem Ja. Die Männer der Bibel, manche von ihnen, und der Herr Jesus selber hat in seinen herrlichen Reden zum Verständnis seiner Hörer hie und da Gebrauch davon gemacht. Schon im Alten Testament findest du Humor. Nimm z. B. die Geschichte Simsons im Buch der Richter. Ach, sie bietet ja des Traurigen gar viel. Der Mann ist uns gezeigt in seiner Kraft und in seiner Schwäche, in seinen Vorzügen und in seinen Fehlern, in seinen großen, gewaltigen Siegen und in seinen Niederlagen, in seiner Torheit, in seinem Fall, aber auch in seinem Wiederaufraffen; in seinem, in der Schule schwerer Leiden gewachsenen Glauben und in seinem letzten, festen Halt an Gott, der aus seinem so ergreifenden letzten Gebet spricht, ehe er sein Leben hingibt für sein Volk. Aber manche seiner gewaltigen Taten zum Schaden der Erzfeinde Gottes und seines Volkes sind voll Humor. Und er hat diese Taten vollbracht unter Antrieb des Geistes Gottes, denn er fing an, ihn zu treiben, wie die Schrift erzählt. So, als er

die dreihundert Füchse fing und allemal ihrer zwei bei den Schwänzen zusammenband mit einer Fackel dazwischen, und sie in die reifen Weizenfelder der Philister laufen ließ. So auch, als sie ihn in die Stadt Gaza gelockt und dort eingeschlossen und durch die Nacht die Tore bewachten, um ihn am Morgen zu fangen, und er dann zur Mitternacht das Stadttor mitsamt den beiden Pfosten aushob, auf seine Schultern legte und hinauf trug auf die Höhe des Berges vor Hebron. So auch, als er die tausend Philister erschlug mit einem Eselskinnbacken, den er fand. Durch diese Krafttaten hat er den Philistern ihre Schwäche gezeigt und mehr als das: auch ihre Schmach. Und sein Humor hat sich gezeigt auch in seinen Reden. So in den Rätseln, die er den Philistern aufgab, und besonders in den Aussprüchen, durch die er Geschehenes charakterisierte. Wie humorvoll sein Wort, das er den Philistern entgegenwarf, denen sein Weib die Lösung des Rätsels vom Löwen und vom Honig verraten: „Wenn ihr nicht hättet mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet meine Rätsel nicht getroffen.“ Er hätte ja auch sagen können: „Wenn's euch mein Weib nicht verraten hätte.“ Das hätte aber die ganze Situation nicht so treffend gekennzeichnet, denn in dem einen Wort war auch der Zwang angedeutet, den sie auf sein Weib ausgeübt, um die Lösung zu erfahren. Und welcher Humor liegt in dem Wort, das er ausspricht, nachdem er die tausend Philister erschlagen: „Da liegen sie bei Haufen; durch eines Esels Kinnbacken habe ich tausend Mann geschlagen.“ Er hat bei der Gelegenheit noch anderes, noch mehr gesagt, denn es heißt: „Und da er ausgeredet hatte, warf er

den Kinnbacken aus seiner Hand." Der eine Satz aber ist uns genug. Er hat diese Feinde Gottes und seines Volkes nicht nur besiegt, er hat sie durch seinen Humor, wie sie es verdient, auch lächerlich gemacht vor aller Welt. Und ich denke mir, als die Israeliten von diesen seinen Taten hörten, haben sie Gott gedankt und sie haben auch gelacht darüber. Und sie hatten lange nicht mehr gelacht in jenen schweren Jahren der Knechtschaft."

„Und dann denk' an den Propheten Elias dort auf dem Berge Karmel. Er ist uns nicht kleiner durch seinen Humor, den er dort gezeigt den Baalspfaffen gegenüber. Dort heißt es, 1 Kön. 18, 27: „Da es nun Mittag ward, spottete ihrer Elia und sprach: „Rufet laut! Denn er ist ein Gott, er dichtet, oder er hat Geschäfte, oder er ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache." „Rufet laut," sagt er, und doch hatten die 450 Baalspfaffen schon den ganzen Morgen lang geschrieen und geheult, daß es von den Bergwänden widerhallte. Krummacher hat in seinem „Elias, der Thisbiter" dies Reden des Propheten einen heiligen Spott genannt, und das war es auch. Er häufte damit Schmach auf die Baalspriester und die Propheten des Hains und auf Ahab und zeigte damit zugleich dem götzendienerischen Volk die Torheit und Hohlheit und die Lächerlichkeit ihres Götzendienstes. Diesem heiligen Spott lag aber eine Fülle von Humor zu Grunde. Denn der Humor sieht die Gegensätze. Wie mag der Ahab seine Zähne geknirscht haben bei diesen Reden des Propheten! Das hat viel tiefer eingeschnitten, als wenn er, Elias, bloß gesagt hätte: „Euer Rufen ist umsonst, euer

Gott ist eine Einbildung, ein leerer Wahn, und ob ihr euch auch heiser rufet, werdet ihr doch keine Antwort bekommen." So zeigte er die Nutzlosigkeit und die Narrheit des Götzendienstes in Verbindung mit seiner großen Sünde."

„Und so findet sich auch köstlicher Humor im Buch der Sprüche und im Buch des Predigers Salomo; denn was dort zusammengefaßt, ist gleichsam konzentrierte Weisheit, aber alles vom Heiligen Geiste eingegeben."

„Du hast vorhin gesagt," erinnerte ich meinen Freund, „daß auch im Neuen Testament Humor zu finden sei?"

„Ja," sagte er, „und besonders in solchen Stellen, wo nicht allein die Verwerflichkeit, sondern auch die Torheit der Sünde gekennzeichnet ist, und zwar durch unseren lieben Herrn selber."

„Und du meinst, daß unser Herr Jesus selber Humor gebraucht habe in seinen Reden? Gehst du darin nicht zu weit?" warf ich ein.

„Nein," antwortete er, „ich sag' das in aller Ehrfurcht vor meinem Herrn und vor seinem lieben heiligen Wort. Aber du mußt mich ja nicht mißverstehen. Humor haben oder gebrauchen, meint nicht Spaßmachen. Denn mit der Sünde ist nicht zu spaßen. Aber durch den Humor kann, wie schon gesagt, die Sünde in ihrer Torheit gezeigt werden, und das hat der Herr hie und da einmal getan. Heißt's ja doch schon im Psalm in Bezug auf die Gottlosen (Psalm 2, 4): „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer." Ich hab' einmal irgendwo gelesen, daß der Herr Jesus während seines Erdenlebens nie gelacht

habe. Das ist unrichtig, das kann ich nicht glauben. Er war wahrer Mensch. Könntest du dir sein heiliges Kinder- und Jugendleben denken, so denken, daß nie ein Sonnenstrahl der Freude es erhellt, nie ein Lächeln aus seinen Augen, aus seinem Angesichte gestrahlt? Ich nicht. Kannst du Ihn dir denken als Mann, auf dessen Angesicht immer nur der tiefe, furchtbare Ernst über das Weh unseres Elends gelegen? Er hat seinen Jüngern gesagt in seinem Worte: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden," und Er hat es selber getan. Das Weh, die Last unserer Sünden, lag ja beständig auf seinem Heilandsherzen. Das aber hat nicht gemeint, daß er die Miene eines finsteren Asketen zur Schau getragen hätte. Ich hab' ein ganz anderes Bild von ihm, meinem Heiland, meinem Freunde. Wie wäre er sonst der freundliche Heiland gewesen, der die Kinder so lieb hatte und sie auf seinen Schoß nahm und herzte? Wie hätte sonst seine bloße Gegenwart den Kranken und Elenden Trost bringen können? Wenn er an so ein dunkles Krankenlager trat, dann wurde es schon Licht. Und wenn er einem armen Menschen die Sünden vergab, dann geschah's nicht mit finsterer Miene; dann strahlte aus seinen Augen die Freude des Hirten, der wieder eines seiner verlorenen Schäflein gefunden. Dann freute er sich im Geist und brach in Loben und Danken aus, wie dort, als er sagte: „Ich danke dir, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret." Nein, ich stell' mir ihn vor als meinen lieben Freund, der mir mein Leben verschönt, der teil nimmt an meinem Schmerz und mir ihn

tragen hilft. Der sich aber auch mit mir freut; und deshalb hab' ich so ganz und voll Zutrauen zu ihm, und ich bin nicht der erste, dem es so ergangen, so haben's alle seine Jünger erfahren, die ihn lieb gehabt. So Petrus und Johannes, und Thomas und Paulus, und alle, alle. Und so darf's auch ich und du. Ach, wenn wir doch unseren großen Heiland besser kennen lernten! Denn je besser wir ihn kennen lernen, desto schöner, fröhlicher, freudenreicher wird unser Leben trotz allem Erdenelend. Er geht mit mir und wandelt mit mir. Er sagt auch mir: „Schau die Lilien auf dem Feld, wie sie wachsen, blühen. Merke auf die Vögel, wie sie sich freuen im Frühling." Er lacht mit mir und er weint mit mir und er tröstet mich. So stell' ich mir meinen Heiland vor. Und manchmal redet er mit mir in tiefem Ernst und doch so freundlich. Und weil er so ist, und so war, und so sein wird, hat er den Menschen Gaben gegeben, und auch diese des Humors, denn er hat sie ja selber in so reichem Maße gehabt. Denn, was immer Schönes und Herrliches und Erquickendes ein Mensch hat, Er hatte es zuerst in seiner Fülle, sonst hätten wir Menschen es ja auch nicht. Nur ist's bei uns so oft mit Sünde vermischt. Er hat's gehabt in seiner Vollkommenheit, ohne Sünde. Dem Propheten Elias hat der Götzendienst und die Verblendung der Baalspfaffen und des Volkes bitter weh getan und gerade deshalb hat er sie auch so gekennzeichnet. Wir Menschen machen so oft den Fehler, daß wir Humor mit Leichtfertigkeit zusammenwerfen. Und 's ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen den beiden. Die heiligen Gottesmänner waren nie leichtfertig. Und bei un-

serem Herrn wär's eine Sünde, so was nur zu denken, viel weniger zu sagen. Und so werden auch manche seiner Nachfolger in unserer Zeit, denen er Humor gegeben, falsch beurteilt. Wer aber die Gabe hat, soll sie in aller Demut verwerten zur Ehre seines Meisters, denn dafür hat Er selber sie gegeben."

„Jetzt," fuhr er fort, „möchte ich dir nur einige Stellen zeigen, worin wir klar sehen, wie ich glaube, daß der Herr Humor gebraucht hat und wo er mittelst desselben den Gegensatz zwischen Schein und Sein, zwischen Heuchelei und Wahrheit hervorgehoben. Z. B. in seiner Charakterisierung des Pharisäers und des Zöllners. Er erzählt: „Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, zu beten." Jetzt beachte bei all dem tiefen Ernst den Humor der Darstellung des Pharisäers, indem er fortfährt: „einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner." Und er sagte das zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die anderen. „Der Pharisäer stand, und betete bei sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner." Schau mal den köstlichen Humor da drin! Schon allein das Bild, das der stolze Pharisäer darstellt, noch ehe der Herr ihn reden läßt. Wie er so dasteht und in sich hinein murmelt und seine heuchlerischen Augen umherschweifen läßt, ob ihn auch alle anderen sehen in seiner Frömmigkeit; und wie er dann so um die Ecke schielt nach dem Zöllner hin. Und der Herr sagt uns, der Mensch, der so dort steht, betet, und niemand hat so gut wie er, der Herr, gewußt, daß das ja gar kein Beten war. Siehst du den

Humor? Und dann hör' seine Worte, wie schon angeführt, den Vergleich mit Räubern u. s. w., und: „ich faste zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von allem, das ich habe." Ich glaube, der Herr hat so geredet dort, so deutlich, so lebenswahr, daß die Zuhörer im Geiste den Pharisäer geradezu gesehen haben, und die, zu denen er redete, waren ja gerade solche Menschen wie der, dessen Bild er zeichnet. Und er hat keine Karikatur gegeben, das tut wahrer Humor nicht, nein, gerade so waren die Pharisäer. Grad so haben sie im Tempel gestanden, grad so haben sie gedacht und geredet und gehandelt. Dann aber kommt ein anderer Ton in seine Stimme. Ich glaube, es hat unendlich herzlich geklungen, aus der Tiefe seines Herzens heraus, als er dann fortfuhr: „Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel; sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig." Und wenn's ein Zöllner gehört hat, dann hat er mit einem Male den Abgrund der Heuchelei erkannt und die Tiefe wahrer Buße. Und die Pharisäer haben's auch sehen können, wenn sie gewollt haben. Schau, das war eine göttliche Anwendung des Humors im ersten Teil des Gleichnisses. Dann aber haben wohl seine Augen geblitzt und mit Schwertesschärfe ist's ihnen ins Herz gedrungen, sein Schlußwort: „Ich sage euch, dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden."

„Und so finden wir es noch in anderen Stellen, ganz besonders in manchen Gleichnissen, wie sie uns Lukas

in seinem Evangelium erzählt. Denn dieser Evangelist ist's vornehmlich, der uns diese Seite der Reden des Herrn zeigt, und zwar zur besonderen Erbauung derer, die es sehen können. So in dem Gleichnis, das dem vom Pharisäer und Zöllner gerade voraus geht, im selben Kapitel, dem achtzehnten, dem Gleichnis davon, daß man allezeit beten und nicht laß werden solle. Schau, wie er da den Richter charakterisiert. „Es war ein Richter in einer Stadt." Jetzt höre und schaue den Gegensatz in der Beschreibung. „Der fürchtete sich nicht vor Gott und scheuete sich vor keinem Menschen." So gibt's gar viele, so prahlt mancher von sich. Aber sieh, wie weit es her war mit diesem Prahlen, „ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue;" was könnte jetzt so einem Menschen eine arme Witwe anhaben? So ein armes, verlassenes, gedrücktes, vergrämtes Menschenkind, ihm, dem hochstehenden Richter gegenüber? Die kann ihm ja doch nicht schaden? „Dieweil mir aber diese Witwe so viele Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme, und übertäube mich!" Siehst du den Humor der Beschreibung, die doch so wahr ist? Und wie der Mann der Stimme seines Gewissens, die ihn quält, so einen ganz anderen Namen gibt? Sieh, so ein Mensch war der, so wenig hat er die Bittstellerin geachtet und doch hat er ihr helfen müssen; und so müssen auch solche Menschen Gottes Willen zum Heil seiner Kinder ausführen, ob sie auch vor sich selber solches Handeln durch die erbärmlichsten Ausflüchte zu erklären suchen. Schau, Bruder, so stellt's der Heiland dar, und sieh, wie diese seine Darstellungsweise, seine Art zu reden, uns Wahr-

heiten zeigt in Bezug auf das Tun Gottes selbst durch Menschen, wie dieser Richter einer war. Dann aber ist der Herr wohl wieder in jenen Ton tiefen Erbarmens übergegangen in den Schlußworten: „Sollte aber Gott denn nicht auch retten seine Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm rufen? Ich sage euch: Er wird sie erretten in einer Kürze!“ Welch einen herrlichen Heiland haben wir!“ rief der Häftlimacher.

„Dasselbe findest du,“ fuhr er fort, „im Gleichnis vom Haushalter, Kapitel 16, und in dem vom reichen Narren, Kapitel 12, der zu seiner Seele spricht: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink, und habe guten Mut! — Ich will aber nur noch eins anführen, auf das ich einmal von einem großen Mann in einer herrlichen Predigt hinweisen hörte. Nämlich das von dem großen Abendmahl, das uns ebenfalls Lukas berichtet, Kapitel 14, Vers 16—24. Dort leuchtet des Herrn Humor hervor aus der Beschreibung der Entschuldigungen, welche die Erstgeladenen vorbringen, weshalb sie nicht zum Abendmahl kommen, und in denen der Herr uns ihre Hohlheit und Heuchelei zeigt. Er sagt: „Und sie fingen an alle nacheinander, sich zu entschuldigen.“ Jetzt höre diese Entschuldigungen. „Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft, und muß hinausgehen, ihn zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich.“ Als wenn, erstens, ein Jude irgend etwas kaufte, und wär's nur ein Hosenknopf, ohne es vorher gesehen zu haben. Und als wenn, zweitens, nachdem der Acker einmal endgültig gekauft, es nicht noch einen Tag länger Zeit gehabt hätte mit dem Besehen. Bei dem Zweiten mit den fünf Joch Ochsen ist's ebenso. Der ist noch

lächerlicher und erbärmlicher in seiner Ausrede, als der Erste, denn er zieht dem Gastherrn seine Ochsen vor. Der Dritte aber ist der allererbärmlichste. Er spricht: „Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen." Einer von der miserablen Sorte von gewissen Männern, die alles auf die Frau schieben. Sie können zu nichts kommen in der Welt: die Frau ist schuld. Sie kommen überall zu spät: die Frau ist schuld daran, die ist nicht fertig geworden. Sie können nicht in die Kirche kommen: die Frau ist schuld daran; sie fangen an zu trinken und hocken tagelang in den Saufbuden herum: die Frau ist schuld daran! So dieser Mensch. Ich glaube aber, wenn's der Frau nachgegangen wäre, hätte er wohl die Einladung angenommen, denn das war ja eine köstliche Gelegenheit, die allerbesten und wünschenswertesten Verbindungen anzuknüpfen! Siehst du den Humor?"

„Ja, ich sehe ihn," sagte ich.

„Und ist dir deine Bibel und dein Heiland weniger wert deshalb?" frug er.

„Nein, mehr, er tritt mir näher als vorher, und das Wort hat für mich eine neue Seite," antwortete ich ihm.

„Schau," schloß er, „so einen Herrn haben wir. Und im Himmel werde ich ihm einmal danken auch für dies. Und dort, wo alles Freude und Wonne, wird auch der Humor mit hinein spielen, wenn die Erlösten miteinander reden über ihr Erdenleben und über den Weg, den der Herr sie geführt, denn es wird dort kein Klageton mehr gehört werden; wohl aber wird Freude sein die Fülle, und liebliches Wesen zu seiner Rechten ewiglich!"

XIII. Etwas übers Predigen.

Das Predigen ist eine hohe Kunst,
Von Gott gelehrt.
Verherrlichst du dich selbst, ist's blauer Dunst,
Ganz ohne Wert.

Und wenn du wähnst, daß du vor Gott was seist,
Dem Quell des Lichts,
Und dann, was dein, in Demut nicht Ihm weihst,
Dann bist du nichts.

Denn wenn zu seinen Boten er dich zählt,
Ist's Gnade nur,
Nicht weil du extra dazu auserwählt
Schon von Natur.

Suchst du dich selbst, dann wird der nicht erbaut,
Der hören muß;
Und wie gefällt wohl Ihm, der auf dich schaut,
Dein Selbst-Erguß?

Denn denke ja nicht, daß es deshalb gut,
Weil's dir gefällt,
Es ist, was uns an uns gefallen tut,
Oft bös bestellt.

Suchst du dich selbst, schweigt dir der Quell, so reich
Im Worte, daß
Dein Predigen dem leeren Gurgeln gleich
Aus hohlem Faß.

Es fehlt die Kraft, der ew'gen Schönheit Duft,
Dem Reden dein;
Dein Donnern und dein Säuseln ist dann Luft
Und leerer Schein.

Denk' dran, wie das dem Hungernden wohl frommt,
Welch große Not
Das ist, wenn er gelehrten Quatsch bekommt,
Statt Lebensbrot!

Versetz' dich darum oft an dessen Platz,
Der hören muß.
Wär', was du hörst, statt sagst, dir solch ein Schatz,
Solch ein Genuß?

Wärst du's zufrieden, wenn jahraus, jahrein
Ein andrer brächt,
Was du ihm bringst, grad so, als wär' es dein, —
Wär's dir grad recht?

Gefiele dir an ihm dein Kanzelton?
Wenn du ihn hast;
Ach, wär's dir nicht vielleicht wie andern schon,
Als stürbst du fast?

Drauf los zu wettern ohne Blitzesstrahl
Gar wenig nützt;
Solch leerer Donner wird dem nur zur Qual,
Der drunter sitzt.

Gedankenöde niemals wird ersetzt
Durch Wörterschall,
Und wer nicht taub, wird ärgerlich zuletzt
Von all dem Schwall.

Dein Allerbestes ist nicht gut genug;
Wie aber, wann
Es noch dazu durchseucht von Selbstbetrug?
Was ist's wohl dann?

Doch, gibst du ihm in Demut das, was dein,
Dann nimmt er's gern,
Und so kannst du ein rechter Zeuge sein
Für deinen Herrn.

Etwas übers Predigen.

„Komm, horch einmal," sagte der Häftlimacher zu mir, indem er mir zuwinkte mit dem Arm, als ich mich seiner Bude näherte.

Er hatte an der hinteren Ecke seines Wohnhauses gestanden in horchender Stellung, kam aber, als er mich sah, auf mich zu mit den obigen, halblaut gesprochenen Worten. Dann wandte er sich wieder der Ecke zu.

„Was ist los?" frug ich.

„Komm nur," wiederholte er, „und sag' nichts."

An der Hausecke, wo ich ihn vorher gesehen, standen wir still. Von der Gartenbank her unter dem Apfelbaum tönte der Gesang einer Kinderstimme, und zwar war's die des Johannisli. Das Büblein stand auf der Bank, ein altes Liederbuch in der Hand, und sang mit heller Stimme die erste Strophe des damals in den Sonntagschulen viel gesungenen Liedes:

„Sind die Tage trüb und dunkel
Und das Herz von Sorgen schwer,
Einer ist's, der sieht dich stündlich
Und verläßt dich nimmermehr.

Ja, ein Freund verläßt dich nie, zage nie,
Er verläßt dich nie, zage, zage nie,
Ja, ein Freund verläßt dich nie, zage nie,
Er verläßt dich nie, zage nie."

„Der Johannisli hält Kirch," flüsterte der Alte. Vor der Bank auf dem Boden saß der Hund Türk und neben dem Sänger auf der Bank hockte Semiramis, die Katze. Diese Zuhörerschaft wurde noch ergänzt durch ein halbes Dutzend behäbige, sehr zahme, weiße Hühner, die in Gesellschaft eines alten Hahnes auf dem Boden herum kratzten und pickten nach den Maiskörnern, die Johannisli während dem Singen von Zeit zu Zeit aus seiner Hosentasche herauslangte und ihnen zuwarf, ohne vom Buche wegzusehen, damit sie da blieben. Der Kleine begann eben wieder den Chor zu wiederholen:

„Ja, ein Freund verläßt dich nie, zage — — — Blieb do, Chatz!" vollendete er den Satz, denn das alte Tier war von der Bank herunter gesprungen unter die Hühner, welche im Nu auseinander stoben, während der Hund der Katze nachsetzte mit zornigem Bellen, wie ich einmal einen alten Kirchendiener einen bösen Buben um die Kirche herum verfolgen sah. Johannisli warf das Gesangbuch hin und eilte der Versammlung nach, und von der Stalltüre her am Ende des Gartens hörten wir noch seinen Ruf: „Jetz hätt mer die miserabel Chatz wieder d'Versammlung verdorbe!"

Wir beide lachten. „Komm," sagte der Häftlimacher, „wenn du Zeit hast, setzten wir uns ein wenig auf die Bank; die Versammlung ist ja jetzt doch aus. Sie ging zwar nicht „in Ruhe auseinander", wie man das manchmal in Berichten liest, auch nicht so, wie der Sekretär in einem unserer alten Protokollbücher der Vierteljahrskonferenz zu schreiben pflegte: „Es wurde beschlossen, in Frieden zu vertagen." Aber der Vorgang hat doch manches Lehrreiche bei all seiner Komik."

„Ja,“ sagte ich, während wir uns setzten, „mich hat der Vorgang an einen Sonntagschulausflug erinnert, dem ich als Bub beiwohnte. Es war auf den Vierten Juli, und der Prediger stand gerade auf einem Baumstumpen und hielt eine Rede über die Vierte-Julifeier, das Fest der Unabhängigkeitserklärung. Er war gerade mitten in einem schwungvollen Passus über den so edlen Frieden, der ringsum in unserem Lande herrsche, als er, aufschauend, am äußeren Rande der den Stumpen umstehenden Menge seine eigenen beiden Buben sah, die gerade im Begriff waren, einander zu verhauen, worauf er mitten im Satz abbrach, heruntersprang und im schnellen Lauf wie ein Schwimmer die Menge teilte in der Richtung des Kampfes. Sie hatten ihn aber gesehen und rannten davon und er ihnen nach. Es sah überaus komisch aus, wie er mit fliegenden Rockschößen dahin rannte mit dem keuchenden Ruf: „Wartet, ich will euch!“ Sie warteten aber nicht, auch dann nicht, als er, über eine Baumwurzel stolpernd, der Länge nach hinfiel, glücklicherweise ohne sich weh zu tun. Die Versammlung ging da auch nicht in Ruhe auseinander.“

„Es tut mir nun leid,“ sagte der Häftlimacher, „daß die Katze die Versammlung gestört, der Johannisli spielt auch zuweilen Prediger und predigt, und das hat er wohl auch jetzt tun wollen. Ich hab’s schon einmal gehört und ’s war nicht uninteressant für mich. ’s ist ja nur ein kindlich Spiel, aber ich sah, womit seine Gedanken sich beschäftigen, und die größten Ereignisse im Leben spiegeln sich ja oft im Spiel der Kinder.“

„Wer weiß,“ sagte ich, „ob ihn nicht Gott einmal

zum Prediger beruft, und ob er das nicht jetzt schon wie eine Art unverstandener Vorahnung empfindet. So etwas ist möglich, ich brauche zum Beispiel nur an mich selber zu denken. So weit, als ich mich zurückerinnern kann, hat es mir immer vorgeschwebt, daß ich einmal Prediger werden solle, schon in frühester Kindheit, und es war bei mir nicht etwa, daß ich den Wunsch dazu gehabt hätte, sondern eher das Gegenteil."

„Ich wollte dem Vater im Himmel auf meinen Knien danken," sagte der alte Mann mit tiefem Ernst, indem er sein Käpplein abnahm, „wenn er seine Hand auf meinen kleinen Johannisli legen sollte, und er später ein Prediger würde. Ich werde mich hüten, ihm irgendwie den Gedanken nahe zu legen, mein Gott weiß, daß er mir altem Mann keine größere Freude machen könnte für meine letzten Tage. Und wenn's sein Wille sein sollte, und er mich noch so lange leben läßt, würde ich auch mit Freuden alles tun, was ich weiß und kann, um dazu zu helfen, daß der Johannisli ein rechter Prediger würde. Aber das ist Gottes Sache, und Gottes Sachen wollen erbetet und durchbetet sein unsererseits."

„Ein Prediger des Evangeliums!" fuhr er nach einer Weile sinnend fort. „Und das Predigen ist so eine hohe Sache und so schwer! Und es gibt so viel schwaches Predigen, das nicht Predigen ist, auch in unserer Zeit!

„Christus will ein Zeugnis haben,
Wenn's die Prediger vergraben,
Was ist das für ein Gericht!"

hat der alte Gottesmann gesungen, und es ist wahr. Und es wird oft vergraben, das Zeugnis von Christus, unter allerlei Menschenfündlein und allerhand weltlichem Kram. 's wird vergraben, wenn einer sich selber predigt. Erstickt im eigenen Herzen und dann in der Predigt vergraben. Erstickt durch das Unkraut, den Distelsamen der Selbstsucht, des Hochmuts und der Einbildung, und dann vergraben unter einem Ninive-Schutthaufen von leeren äußeren Formen, der Weltweisheit und gar oft der Dummheit. „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt," sagt der Heiland, „und wenige sind ihrer, die ihn finden." Und die Pforte zur Heilandsschule des Predigtamtes ist ganz besonders enge. Wer eintritt, muß sich bücken; so eng, daß einer seine Ideen von weltlicher Größe draußen lassen muß. 's geht nichts hinein, als ein tief demütiges Herz, durchglüht vom Feuer der Liebe zu den Verlorenen. Die werden dann durch Gottes Gnade in Jesu Schule Hirten der Schafe. Wer aber anderswo hinein steigt, der ist ein Dieb und ein Mörder. Nur wer zur Türe hineingeht, der ist ein Hirte der Schafe. Und demselbigen tut der Türhüter zur Predigerschule, der Heilige Geist, auf, und die Schafe hören seine Stimme. Einem Fremden aber folgen sie nicht, denn sie kennen der Fremden Stimme nicht. Die Stimme, die nicht aus dem Kreuzesweh und der Golgathanot heraus tönt, denn sie hat nicht den rechten Hirtenklang; es sind andere Klänge drin, fremde. 's ist nicht der volle, ob auch oft zitternde Ton aus dem Heiligtum, der Ton, den das reine Gold und das durchläuterte Silber gibt. Dieser Fremden

Stimme erinnert viel mehr an klingende Schellen und an ganz gewöhnliches Blech. Und Blech ist's dann auch, was so ein Fremder den Schafen bringt."

„Draußen in der Schweiz in meiner Nachbarstadt, in einem alten Turm hoch oben auf dem Berg," redete er weiter, „läutet jeden Abend um neun Uhr eine kleine Glocke, die ich oft gehört. Sie ist ganz aus Silber gegossen, und man erzählt, daß, als der Landräuber Napoleon, der heute so verherrlicht wird von manchen, und an dem doch nichts groß war als sein kolossaler Ehrgeiz und seine Selbstsucht, an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts in die Schweiz eindrang, die Leute jene Glocke schwarz angestrichen hatten, um sie zu sichern vor den beutegierigen Augen der napoleonischen Räuber. Es gelang auch. Sie entging ihnen. Ah, die Glocke hat einen Klang gehabt! Das war auch so eine Hirtenstimme, die nach des Tages Last und Mühe ihren klaren Gutenachtgruß den Müden zutrug von der Höhe herab! Und so mit jeder rechten Hirtenstimme. Wo aber eine Predigerstimme aus der Einbildung und der Selbstsucht heraus klingt, da tönt's anders, da ist dann kein Gottesgruß mehr drin. Gottes Wort ist immer Gotteswort, erhaben, ewig, köstlich, aber es kommt darauf an, durch welche Glocke es klingt. Eine köstliche Harfe, fein gestimmt, ist immer ein herrliches Instrument, in der tausend Wundermelodien schlafen, aber es kommt, um sie zu wecken, auf die Hand an, die über die Saiten fährt, und auf das Herz, und den Kopf auch, meinetwegen, der dahinter ist. Zum Beispiel. Ich hatte vor Jahren einen alten Klaßführer, einen frommen Mann. Er hatte keine besonderen Rednergaben,

aber ein Herz voll Gottesliebe und Glaubenstiefe und eine gründliche Kenntnis des Worts. Eines Abends nahm er die Stelle aus 1 Johannis, 3, „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!" Und als er an den zweiten Vers kam, füllten sich seine Augen mit Tränen, und er las: „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist!" Er wollte darüber reden, aber er konnte nicht, sein Herz war zu voll, und er las den Vers dreimal, dann setzte er sich. Ich wollte, du hättest ihn hören können! Es waren nur die Bibelworte, und sonst nichts, aber es war mir, obwohl ich damals noch jung war, als wäre für Augenblicke der Schleier weg gezogen, der das lichtvolle Jenseits dem dunklen Hienieden verbirgt. Mich hat's an den Ton jener Silberglocke erinnert, wie ich sie über dem Geräusch der zur Ruhe sich rüstenden alten Stadt zum letztenmal gehört. Und am Sonntag darauf predigte abends ein junger Mensch für uns, ein angehender Predigtamtskandidat und Probeprediger, so von sich selber erfüllt, daß er wohl einen Schuhknöpfer haben mußte, um seine ministerielle weiße Weste zuzuknöpfen. Ein dünnes Männlein, auf hohen Absätzen, um seiner Kürze einen halben Zoll Länge zuzusetzen, so das möglich wäre. Ein Menschlein, das neben dieser Sorge noch die andere hatte, die um seinen Schnurrbart, der nicht kommen wollte. Denn es war nur so ein ausgefaselter Gedankenstrich, den er unter der Nase hatte, und an dessen kurzen Enden er beständig

zog, was den Zuschauern noch peinlicher war als den Milchhärchen selber, die doch nichts dafür konnten. Der nahm jenen herrlichen Text auch. Und ehe er anfing zu lesen, sagte er: „Es tut mir leid, daß heute abend so wenige da sind, denn ich habe mir viel Mühe gegeben und habe eine gute Predigt ausgearbeitet, die es wohl wert ist, daß sie von viel mehr Leuten gehört werde, als ich hier sehe. Aber ich will sie trotzdem halten.“ Und dann las er mit dünner Fadenstimme, hinaufgeschraubt bis in die höchsten Falsetto-Regionen, so daß es nur noch so quietschte, den Text. Uns wurde intellektuell und geistlich übel, da das Gefühl des Weh's, das uns schon beim Anschauen erfaßt, sich nun auch noch auf das Gehör ausdehnte und nach und nach den ganzen Menschen gefangen nahm. Was er dann in den folgenden Ausführungen sagte, war ein schreiendes Nichts; was er wußte, war noch weniger; und was er konnte, war, mich und einige andere in jenen Zustand hinein zu quietschen, in dem der Mann Gottes sich befand, nach dem Bericht in Psalm 106, Verse 32 und 33, wo es heißt: „Und sie zerplagten den Mose übel. Denn sie betrübten sein Herz, daß ihm etliche Worte entfuhren.“ „Schau,“ sagte der alte Mann, „in so einen Zustand kann man auch hinein gepredigt werden, und von Segen war dabei keine Rede, denn die meisten von uns gingen heim voll Zorn.

Wir hatten in jener Zeit oft besuchende junge Predigtamtskandidaten: warum, gehört nicht hierher. Ein paar Sonntage darauf kam wieder einer. Dem war, im Gegensatz zu jenem ersten, so ängstlich zu Mut, daß wir alle sogleich anfingen, für ihn zu beten. Er nahm

seinen Text aus der Geschichte der Speisung der Fünftausend (Joh. 6, 9): „Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zween Fische; aber was ist das unter so viele?" Und dann predigte er fünfzehn Minuten lang und blieb denn stecken. Und wir knieten uns nieder und beteten, und jene kurze Predigt und der ganze Gottesdienst war reich gesegnet."

„Ich glaube aber nicht," sagte ich, „daß die Ausbildung in der Schule an dieser Einbildung schuld ist, denn es sind ja das doch nur einzelne Fälle, und Ausnahmen."

„Da hast du recht," erwiderte er, „es ist nicht die Ausbildung, sondern der Mangel daran. Ich sage „Ausbildung", nicht „Schulbildung", denn die Schulbildung ist nur ein Teil davon. Die Grundlage aller Geistesbildung ist gesunder Verstand, *common sense,* wie man hier sagt. Wo nun der nur in einem geringen Maße vorhanden ist, da ist nicht viel auszubilden, und so ein Mensch ist mit seiner Ausbildung dann bald fertig. Von allen eingebildeten Menschen ist aber ein eingebildeter Prediger das unerträglichste Unding. So einer paßt nicht hinein in die Zeit, und nicht in die Ewigkeit. Nicht ins Erdenleben, und nicht in den Himmel. Ich weiß nicht, wo er hinpaßt. Für die Erde ist er zu groß und für den Himmel zu klein. Aber er paßt ganz besonders nicht auf eine Kanzel. Er soll in Wort und Wandel Ihn vorleben, der von ganzem Herzen demütig war, und ist selber das Gegenteil davon. Ich glaube nun, daß wahre Herzensreligion auch gesunden Verstand gibt.

Wir haben ja alle unsere Fehler, aber es gibt Feh-

ler, welche an einem Prediger unausstehlicher sind als an irgend einem anderen Menschen. Es sind Einbildung, als erster, dann auch Habsucht, Ehrsucht, Trägheit, Unversönlichkeit u. s. w. Und gerade so, wie der Prediger ist, ist auch sein Predigen. Wer aber nicht in aller Demut zu den Füßen Jesu, des Lehrers aller Lehrer, bleibt, der predigt auch darnach. Und der große Herr und Meister legitimiert auch seine Boten heute noch. Nicht mehr durch äußere Wundertaten, wie in der Apostelzeit, aber durch die Kraft von oben. Die eine große, allgenugsame Legitimation für die Knechte Gottes ist der Pfingstgeist. Also nicht dadurch, daß sie was können, sondern daß sie was sind. Denn das Sein liegt dem Können zu Grund im Dienste Gottes, wie auch sonst in der Welt. Und wer vor ihm nichts mehr ist, weil er nichts mehr von ihm lernt, der kann auch bald nichts mehr. Und predigt er doch noch weiter, dann ist er zur Maschine geworden. Es geht heutzutage so manches in der Kirche maschinenmäßig zu, wenn aber das Predigen maschinenmäßig wird, dann sind die Zuhörer zu bedauern. Es soll Kraft in der Predigt sein, aber nicht etwa bloß Lungenkraft. 's ist gut, wenn einer die hat; hat er aber nur die, und sonst nichts, dann mutet einen Hörer so eine Lungenpredigt an, als säße er in einer Dampfkesselwerkstätte, die in vollem Gang ist, und wäre angebunden. Ein Prediger soll so reden, daß seine Worte allen hörbar, verständlich sind. Er braucht aber nicht in einem Ton so furchtbar zu schreien, — wie ich einmal einen hörte, — daß man meint, er wolle dem Engel Gabriel sein Amt streitig machen, wenn einmal die Toten auferweckt werden. Ich hab' einmal einen gekannt, der's

so machte," fuhr er fort, „und ich hab' ihm die Sache vorgestellt, und er hat mir geantwortet, es stehe geschrieben, das Himmelreich leide Gewalt, u. s. w. „Ja," sagte ich, „deine Zuhörer sehnen sich wohl oft nach dem Himmelreich, weil sie Gewalt leiden. Wenn die Hammerschläge des Gesetzes das äußere Ohr ruinieren, treffen sie das Herz nicht. Und wenn so ein bloß äußerlicher Sturmwind über die Hörer hinbraust, daß die Fenster klirren, und wenn einer auf der Kanzel erdbebnet, daß die Orgel wackelt und die Bänke ächzen, und wenn in der Predigt die Adjektive und Wortraketen und Knallsätze wie Feuersbrünste auf Horeb flammen und lodern, und es fehlt dann das sanfte, stille Säuseln des Geistes Gottes im Wort, dann ist all der mechanische Kraftaufwand umsonst, denn man wird dann nicht gestärkt, wohl aber verläßt man dann den Gottesdienst, so schwach nach Leib und Seele, daß man seufzt: Herr, es ist schon längst genug. So nimm nun entweder meine Seele oder sonst einen."

„Und es kann einer," fuhr mein alter Freund fort, „der nicht mehr beim Heiland in die Schule geht, sei's aus Einbildung oder aus Trägheit, auch ins andere Extrem verfallen. Er kann so ein Texteswort nehmen, und, weil Gott ihm die Gedanken nicht mehr gibt und die Wahrheit nicht mehr zeigt, nimmt er dann die äußere Form, den Wortlaut, und den verwässert er dann bis zur 999sten Verdünnung in langer, leerer Rede, daß es den Hörern so elend wird um den geistlichen Magen herum, wie einem Hungrigen, den man morgens und mittags und abends für vier Wochen lang mit lauwarmem Wasser füttert, und sonst nichts. So ein Prediger leidet an homiletischer Wassersucht."

Der Häftlimacher schwieg, und ich saß still in meiner Ecke. Ich dachte an mein Predigen, und ein Seufzen entfuhr meinen Lippen.

Der Häftlimacher schaute mir so recht treuherzig in die Augen und sagte: „Bruder, da hab' ich mich jetzt wieder einmal hinreißen lassen, und hab' dich am Ende erschreckt."

„O nein," sagte ich, „ich hab' nur an mich selber gedacht und mein Predigen, wie mangelhaft es ist."

„Ja, sieh'," antwortete er, „ich rede eben vom Standpunkte des Hörers aus. Aber ich weiß auch, und hab's selig erfahren bis zu dieser Stunde, daß der Herr den Demütigen Gnade gibt und es den Aufrichtigen gelingen läßt, und ganz besonders große Gnade den demütigen Predigern, und auch dir; bleib' nur zu Jesu Füßen, lerne von ihm, und was du lernst, das weihe ihm wieder, und dann macht er etwas draus zu seinem Lob, und er macht auch was aus dir, er hat schon lang angefangen. Und versetze dich immer wieder an die Stelle der Hörer, denk' dich hinein in ihre Bedürfnisse, ihre Nöten, ihre Mühen, ihre Kämpfe, und dann bring sie ihm, dem Meister, dar, und er gibt allemal in Gnade das, was du ihnen bringen sollst. Sieh', ich meine, so ein Predigerherz hat eine zweifache Aufgabe und Vorrecht: Es fühlt und trägt mit all seinen Brüdern, ja allen, denen es das Evangelium bringen soll, denn so hat's der Heiland getan, und es ruht an dem Herzen Gottes, und beides gehört zusammen. Dann redest du als einer, der mitfühlt und mitträgt, aber auch mit all seiner Last an dem Herzen des Heilandes ruht. Und dann kannst du auch predigen, und er selber gibt allemal das Amen dazu."

XIV. Chormühsale und -Trübsale.

Ich frag mich oft, ob wohl im Himmel droben
Man unisono oder Solo singt,
In jenen ew'gen Liedern, jenem Loben,
Des Harmonie kein Mißton je durchdringt.

Und singt man Solo, wem's vorbehalten,
Die auszuwählen, die das Singen tun,
Ob David oder einem von den Alten,
Ob Assaph, Heman oder Jeduthun.

Auf Erden gibt's zuweilen Schwulitäten,
Wo mehr als einer, oder eine, singt;
Es sind ja diese Soloqualitäten
Nicht immer durch ein sanft Gemüt bedingt.

Und eines Dirigenten größte Nöten
Verschafft ihm oft sein Solo-Material;
Schon mancher Kirchenchor ging traurig flöten,
Weil allzu groß der Soloisten Zahl.

Ein Solo ist nicht wie ein Kaffeekuchen,
Den man in viele Stücke teilen kann;
Und muß ein Dirigent so was versuchen,
Dann ist er ein gar vielgeplagter Mann.

So ein Gesangchor ist 'ne schöne Sache,
Wenn jedermann zu Gottes Ehre singt.
Wenn nicht, zieh' ich der Spatzen Sang vom Dache
Dem Singen vor, aus dem nur Hochmut klingt.

Ja, so ein Chor ist eine gute Sache,
Ein Teil des Werks, das deinem Herrn gehört,
Stehst du mit drin, dann sing', doch bet' und wache,
Damit dein Singen Ihn vor allem ehrt.

Denn rechtes Singen fließt nicht bloß vom Munde,
Viel tiefer liegt der Quell der Melodien,
Im Herzen, das mit seinem Gott im Bunde,
Das er gestimmt zu ew'gen Harmonien.

Und singst du so nach Gottes Wohlgefallen,
Dann freut's dich, wenn ein andrer auch so singt,
Dann singst du auch dort droben einst mit allen
Das neue Lied, das durch die Himmel klingt.

Chormühsale und -Trübsale.

Ich saß in Häftlimachers Werkstatt und schaute ihm zu, wie er eine durchgelaufene Außensohle von einem Frauenschuh abtrennte, die durch eine neue ersetzt werden sollte. Ehe er diese ausschnitt, hielt er den Schuh so in der Hand und schüttelte den Kopf.

„Der Schuh," sagte er, „hätte noch sechs Monate lang gehalten, wenn sie ihn nicht so malträtiert hätte. Jetzt ist nicht mehr viel zu machen. Aber probieren muß ich's doch."

Ich sagte nichts.

„Eine neue Sohle auf einen alten Schuh in der Verfassung ist verlorene Mühe und weggeworfenes Geld," fuhr er fort, „denn das Oberleder hält die Naht nicht mehr. Und was der Herr vom Flicken alter Kleider mit neuen Lappen gesagt hat, das gilt auch von alten Schuhen. Auch da reißt der Lappen doch wieder vom Schuh, und der Riß wird ärger. Es ist gerade wie mit den Weltverbesserern von heutzutage und ihren Plänen zum Wohl der Menschheit. Oder wie mit einem alten Trunkenbold, der das Enthaltsamkeitsgelübde unterschreibt und doch keine moralische Kraft hat, um es halten zu können, weil nur die Neugeburt aus dem Geist das rechte Fundament dafür gibt."

Ich schwieg immer noch, denn mir lag anderes auf dem Gemüt.

Er hielt in seiner Arbeit inne, schaute mich über

seine Brille weg so an und frug: „Was isch dir über's Leberle 'kroche? Wo fehlt's?"

Als Antwort zog ich einen Brief aus der Tasche und reichte ihm das Blatt hin. Er las mit halblauter Stimme:

„Ich tu hiermit mein Amt als Dörigent von das Gesangchor resziknierėn. Ich habe mir jetzt lang genug geplagt mit Leute, die nix verstehen vom Gesank. Denn Undank ist der Welt Lohn. Es nützt dich nichts, mir wieder zu überreden. Denn ich bin ein Mann ein Wort. Meine Gründe, wowegen ich mich zu diesem mich leid tuenden Schritte entschließe, behalte ich für mich.

In Hochachtung u. s. w. . . . . ."

Dann folgte der Name des Chorleiters in der Landgemeinde.

Der Häftlimacher las den Brief noch einmal durch und reichte ihn mir zurück.

„So," sagte er, „das ist ja ganz nett. Mir scheint, du hast da nicht gerade viel verloren. Das ist also nicht das erste Mal, daß er sein Amt niederlegt, dem Wortlaut nach zu urteilen?"

„Ja, doch," antwortete ich, „wenigstens bei mir. Ich merkte wohl, daß er unzufrieden war, und auch unter den Gliedern des Gesangchors gärte es."

„Versteht er denn das Dirigieren besser als das Resignieren?" frug er.

„Nicht gerade viel besser," erwiderte ich. „Er hat eine starke Stimme, aber von der Theorie der Musik versteht er so gut wie nichts. Da er aber ein gutes

musikalisches Gehör hat, errät er die Töne meistens, aufwärts und abwärts, je nach der Entfernung voneinander, und trifft's auch meistens, aber nicht immer. Und dann hilft ihm die Organistin, die mit seiner Frau verwandt ist, etwas aus. Wenn er's nicht trifft, dann gibt's allemal Sturm, denn wir haben da einige junge Leute, welche Noten lesen können, und die es ihm dann klar zu machen suchen, daß er falsch gesungen. Das läßt er sich aber nicht sagen. Er ist einer von den Menschen, die, wenn sie einen Fehler gemacht haben, eher die ganze Schöpfung umändern würden, damit sie zu ihrem Fehler paßt, als ihn eingestehen, und auf diese jungen Leute bezieht er sich."

„Er erwartet aber offenbar, daß du ihn zu überreden suchen werdest, das Amt zu behalten," meinte Häftlimacher.

„Ja, das weiß ich. Aber ich darf das nicht tun, selbst wenn ich wollte, schon um der anderen willen, denn die haben schon lang gerade darauf gewartet," sagte ich. „Ich habe aber niemand anders, denn von den anderen will niemand die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Ich weiß nicht, was ich machen soll."

„Dann mußt du entweder die Leitung selber übernehmen oder ihnen Sommerferien geben. Vielleicht wäre das letztere das beste," meinte er.

„Das wäre aber Wasser auf seine Mühle," erwiderte ich, „und er würde Kapital draus schlagen, denn er hat auch seine Freunde. 's ist schade, daß das gerade jetzt kommt."

„Ja, schau," antwortete er, „das wäre doch gekommen, früher oder später. Der Gesangchor ist in man-

chen Fällen das Kriegsdepartement der Gemeinde. Gar oft auch die schwache Stelle in der Festungsmauer, durch welche der Feind hereinkommt. Es sollte nicht so sein, aber es ist leider manchmal so. Früher war's noch besser, das heißt, ganz im Anfang. Da konnten wir alle nichts. Da hatte keiner dem anderen was vorzuwerfen. Das wurde aber gar bald anders. Die fortschreitende Kultur bringt das so mit sich, weil sie oft viel schneller vorwärts schreitet als das religiöse Leben, welches sogar oft in demselben Maße abnimmt. Unser Chor in der Stadt hier hat sich, soweit meine persönliche Erinnerung zurück geht, verschiedene Male aufgelöst. Das heißt, er ist einmal explodiert und einmal stückweise gestorben. Jetzt, seit bald zehn Jahren, ist Ruhe, wofür wir Gott danken können. Der Leiter, den du hier hast, tut die Arbeit um Gottes willen und aus Liebe zu seinem Werk, und jedermann weiß, daß er seine Sache versteht; und dann, — und das ist ebenso wichtig, — er hat Menschenkenntnis."

„Es ist nämlich leichter," fuhr er fort, „mit Leuten zu fahren, die nichts können, und die das wissen, als mit solchen, die nicht viel können, und das nicht wissen. Der Gesang ist ja nun ein wichtiger Hebel im Gottesdienste, wenn das Singen von Herzen kommt und zur Ehre Gottes geschieht. Und hie und da einmal ist's in der Kirche sogar noch erbaulicher, wenn jemand zur Ehre Gottes falsch singt, als wenn jemand in der Kirche zu eigener Glorie fehlerlos trillert. Ich bin eben in dem Punkt noch altmodisch. Ein Kirchenchor ist auch ganz verschieden von einem weltlichen Gesangverein. Er hat ein anderes Ziel, oder er sollte es haben, und ein

ganz anderes Motiv. Beide sollen singen, so schön und so kunstvoll als möglich, denn ich meine, die Kirche hat ein Recht zum Allerbesten, ein viel größeres Recht, als die Welt es hat. Der Kirchenchor hat aber die Aufgabe, sein Teil mit beizutragen zur Erfüllung des hohen Berufs, den die Kirche hat, und der ist nicht, die Menschen zu unterhalten, sondern Seelen zu retten und die Gläubigen zu erbauen. Das ist Hauptzweck. Und um dem zu dienen, kann es vorkommen, daß man in dem Kirchengesangchor hie und da einige haben muß, und singen lassen muß, oder es wenigstens versuchen. die gar nicht singen können, nicht einmal falsch, und man muß das um ihrer selbst oder um anderer willen, denen man das aber nicht sagen darf. Ein Dirigent eines Kirchenchors darf's nicht machen wie mein alter Lehrer in der Dorfschule in der Schweiz. Wir hatten nämlich einen in unserer Klasse, der auch nicht singen konnte, nicht einmal melodisch brummen, er hatte eben weder eine Singstimme, noch die leiseste Spur eines musikalischen Gehörs. Er brummte beim Gesang immer in demselben tiefen Tone vor sich hin, wie eine alte Hummel. Unser Lehrer gab sich alle Mühe mit ihm, er suchte ihm die rechten Töne mit seiner Geige geradezu ins Ohr hinein zu sägen, aber alles war umsonst. Und wer nicht singen lernen konnte, mit dem war der Lehrer ein für allemal fertig. So stellte er sich eines Tages in der Gesangstunde vor den Bub hin, nachdem er noch einmal umsonst sein Bestes versucht, ihm eine Idee von der Tonverschiedenheit beizubringen, und sagte mit einem tiefen Seufzer:

Gott segne deine Studia,
Aus dir wird nichts, Hallelujah!

So was dürfte sich aber ein Kirchenchorleiter nicht zu Schulden kommen lassen, sonst hätte auch er ausgespielt und ausdirigiert."

„Was waren aber die Ursachen dieser Explosion und Auflösung eures Gesangchors?" frug ich.

„Bei der ersten war's eine Verlobung, oder vielmehr eine Heirat," antwortete der alte Mann. „Und zwar die des Predigers, denn er leitete den Chor. Es ist ja nun nach der Schrift nicht gut, daß der Mensch allein sei; wenigstens war's im Paradiese so. Nun gibt es zuweilen Leute, welche diesen Satz inniger und unbeweglicher glauben als irgend einen anderen, der in der Schrift steht, und die in diesem Punkt so ruhelos sind, wie ein Maikäfer vor einer hellen Blendlaterne in einer Sommernacht. Leute, die da meinen, dem lieben Gott helfen zu müssen, daß so zwei, nach ihrer Meinung, einsame und doch für einander bestimmte Hälften einander finden und zusammen kommen. Ich meine damit nicht unsere jungen, ledigen Mädchen, oder auch Jünglinge, sondern andere, oft schon alte Personen, Weiber und Männer, wie es hie und da solche gibt, die in solchen Fällen immer mit Rat, und leider auch oft mit der Tat zur Hand sind. So eine hatten wir damals in der Gemeinde. Ofendeckel hieß die Frau. Ich glaube, sie hatte schon am ersten Sonntagmorgen, als unser junger Prediger seine Antrittspredigt hielt, drei oder vier verschiedene Pläne im Kopf und drei oder vier Kandidatinnen im Sinne zum Amt der künftigen Predigersfrau, denn so war sie. Wenigstens kam sie zu mir, sobald sie hörte, daß der kommende Prediger noch ledig sei, und sagte mir, wenn

er einen Platz suche, wo er wohnen und essen wolle, sie wisse einen, wo er gut aufgehoben sei, und so weiter. Ich wußte wohl, was sie meinte. Und als der Bruder kam und sich bei mir erkundigte, — denn der Vorgänger und der Vorstehende Aelteste hatten ihn an mich gewiesen, — brachte ich ihn zu den Geschwistern F., die du kennst, und die ihn, da sie kinderlos sind, aufnahmen wie einen Sohn. Und daß er es gut bei ihnen hatte, braucht für dich keines Beweises, denn so, wie sie jetzt noch sind, so waren sie, seit ich sie kenne, und das ist nun schon viele Jahre her. Damals waren beide noch jung. Das war der erste Strich durch die Rechnung der Ofendeckel, und sie vergaß mir's nicht."

„Nun," fuhr der Häftlimacher fort, „der junge Mann hat seine Pflicht getan, er war ein guter Prediger, und er hat vorsichtig gewandelt. Niemand konnte ihm etwas anhaben. Er war auch beliebt, und der Herr schenkte ihm etwas von der Weisheit, die er, der Meister selber, hatte, und auf die Johannes hinweist, wenn er sagt: „er bedurfte nicht, daß jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen, denn er wußte wohl, was im Menschen war." Und so durchschaute er auch die Ofendeckel gar bald und richtete seinen Wandel darnach ein. Sie wußte nicht, daß er, schon ehe er zu uns kam, diejenige gefunden, die dann später seine Gattin wurde, und einige andere wußten's leider auch nicht. Mir hatte er es gesagt, und ich freute mich mit ihm. Denn nach dem, was er mir erzählte, war seine Wahl nach dem Willen Gottes. Gegen Weihnachten hin gründete er unseren ersten eigentlichen Gesangchor. Derselbe war groß, gleich von Anfang an, und die

jungen Leute sangen wie die Vögel im Hanfsamen. Es gelang ihm auch, aus dem teilweise recht ungefügen und musikalisch rauhen Material etwas Ordentliches herzustellen, wenigstens nach damaligen Begriffen. Du hättest sie singen hören sollen! Das hat nur so geknallt, wenn die Bässe einfielen, und sie sind im Anfang weit öfter herein gefallen, als herein gekommen. Ich glaube, es hat dem lieben Gott doch gefallen, selbst als sie eines Sonntagmorgens Konrad Kreutzers „Das ist der Tag des Herrn" sangen, und der Sopran stecken blieb an der Stelle, wo der Baß erst anfängt mit:

Ich bin allei . . . . . .n
Auf weiter Flur . . . . . .

und der Sopran dann singen soll:

nur eine Morgenglocke nur, nur eine, . . eine
u. s. w.

Es war nur noch eine, und die sang falsch. Denn mir war das Lied noch von der Schweiz her bekannt.

Doch um die Sache kurz zu fassen, — es hatten denn doch zwei von den Morgenglocken gedacht, — und die Ofendeckel hatte den Gedanken angeregt und gepflegt, — sie seien dazu ausersehen, dafür zu sorgen, natürlich jede für sich, daß unser Prediger nicht mehr allein sei auf weiter Gemeindeflur, und jede dachte, sie sei die eine, nur eine. Und sie dachten's immer stärker, und die Ofendeckel stärkte sie im Denken, bis die Konferenz kam. Und dann nahm der Bruder nachher zwei Wochen Ferien, ehe er von der Konferenz heimkam, und ich wußte, warum, und als er sein zweites Jahr bei uns antrat, war er nicht mehr allein auf weiter Flur. Der

Vorstehende Aelteste hatte ihn gleich nach der Konferenz in der Heimatgemeinde der Braut getraut. Und als er kam, hatte der Chor ein Empfangslied eingeübt und wollte es singen, und die zwei, die die erste Stimme zu singen hatten, blieben stecken, und alle anderen mit. Und von nun an wollten sie nicht wieder singen. Unser Gesangchor war eine Sache der Vergangenheit. Mir tat die junge Frau leid, die die Ursache des Zusammenbruchs bald erfuhr; aber sie hatte Humor. Und der half ihr über die mißliche Situation hinweg. Denn als ich sie trösten wollte, schaute sie mich mit ihren klugen Augen so an und sagte: „Ich kann ihnen gewiß nicht verdenken, daß sie ihn gerne gehabt hätten, es ging mir selber ja auch so," und lachte dazu. Das war das Ende jenes ersten Gesangchors," sagte der Häftlimacher.

„Und wie war's das andere Mal?" frug ich.

„Jener Prediger kam an der nächsten Konferenz fort," erzählte der alte Mann weiter. „Dann waren wir chorlos für eine Zeitlang. Die beiden nächsten Prediger machten wohl den Versuch, den Chor wieder ins Leben zu rufen, aber ohne Erfolg. Dann kam ein anderer, und der probierte es wieder. Und zwar betrieb er die Sache mit großem Eifer und Enthusiasmus, denn er war ein geborener Musiker. Wir hatten damals nur die kleine Orgel, oder das Melodeon, wie man's damals hieß, das jetzt noch im Zimmer der Kleinkinderklasse steht. Der Bruder selbst aber hatte ein sehr gutes, sechsoktaviges Instrument mitgebracht. Am Sonntag vor der ersten Zusammenkunft des Chors hielt er eine Predigt über den Text: „Und um die Zeit, da man an-

fing das Brandopfer, fing auch an der Gesang des Herrn.“ 2 Chronika 29, 27. Sein Thema war: Der Gesang des Herrn. Und ich erinnere mich auch noch an die Einteilung dieser Gesangpredigt, wie die Leute sie nachher nannten, denn sie blieb vielen im Gedächtnis. Er hatte nämlich in jener Predigt vier Hauptteile. Und zwar folgende: Erstens, es wurde gesungen. Zweitens, wann. Drittens, von wem. Viertens, wie. Unter dem ersten Teil redete er vom alttestamentlichen Gesang im allgemeinen, als einer Tatsache, einem Teil eines rechten, geordneten Gottesdienstes. Im zweiten Punkt ging er auf den Text ein, nämlich daß der Gesang anfing um die Zeit des Brandopfers. Er erklärte die Bedeutung desselben und zog den Vergleich zwischen jenem besonderen und unseren Gottesdiensten. „Nun,“ sagte er, „haben wir ja Gesang in unseren Gottesdiensten, aber er sollte und könnte viel besser sein. Auch singen nicht alle mit; es sollen aber alle singen, auch die, die's noch nicht können, denn alle können wenigstens etwas lernen, und ich erbiete mich hiermit, ihr Lehrer zu sein,“ u. s. w. Ich dachte dabei an meinen alten Lehrer und seinen Spruch, den ich dir vorhin erzählt. Aber mir gefiel sein Eifer und seine Sicherheit, denn wer nicht an sich selber glaubt, wird andere schwer dazu bringen, an ihn zu glauben. Unter der dritten Abteilung, von wem gesungen wurde, nämlich von den Leviten, als den besonders dazu bestimmten Sängern, redete er von den Gesangchören in der Kirche, und dem, den wir haben könnten und sollten. Und unter den letzten Punkt, wie gesungen wurde, brachte er etwas herein, das uns allen

eine Ueberraschung war. Sie hätten nicht nur schön gesungen, sagte er, sondern auch unter Begleitung von Instrumenten, und zwar hätten sie vor so vielen tausend Jahren nicht so ein kleines, schwaches Oergelchen oder Melodeönchen, oder Harmoniumlein gehabt, wie wir eins hätten, sondern was Ordentliches, nämlich Trompeten und mancherlei Saiteninstrumente. Die könnten wir ja nun freilich noch nicht haben, aber eine ordentliche Orgel sollten und müßten wir haben, und zwar bald. Am nächsten Freitagabend sollen alle kommen, welche diesen besonderen Gesang des Herrn üben wollten, also einem neuen Gesangchor beitreten wollten, welcher organisiert werde; und er werde seine Orgel in der Kirche haben von jetzt an, bis wir eine neue, angemessene hätten. So brachte er die Geschichte wieder in Gang. Du siehst, er frug nicht: „Wollt ihr wieder anfangen?“ Er sagte einfach: „Wir fangen an, und wer in dem neuen großen Chorwagen mitfahren will, der sei da, denn es wird gefahren!“ So etwa. So eine Methode würde nun nicht überall angewandt sein, in mancher Gemeinde hätten sich bei solcher Sprache eine Anzahl, bildlich geredet, auf die Hinterbeine gestellt, und hätten gesagt: „Wenn der meint, er könne uns nur so herumkommandieren, er könne nur so pfeifen, und dann tanzen wir, dann irrt er sich ganz gewaltig, und wir wollen ihm den Standpunkt schon klar machen,“ u. s. w. Aber damals ging das bei uns. Jetzt ginge es auch nicht mehr so glatt ab. Und am Freitagabend war dann Krethi und Plethi da; fünfunddreißig Personen schlossen sich gleich dem Chor an und eine ganze Anzahl Ehrenmitglieder. Ein Präsident, ein Sekretär und ein

Schatzmeister wurden erwählt; Dirigent war natürlich der Prediger. Die männlichen Mitglieder sollten zehn Cents per Monat bezahlen, die weiblichen fünf. Die Ehrenmitglieder sollten einen Taler per Jahr bezahlen. Wer von den aktiven Mitgliedern am Uebungsabend zu spät oder gar nicht kam ohne eine gute Entschuldigung, sollte zehn Cents Strafe bezahlen. Die erste halbe Stunde jedes Uebungsabends sollte der Notenlehre gewidmet sein. Nachdem so das Geschäftliche erledigt, ging er gleich dran, die Stimmen zu probieren und zu sortieren. Ich weiß das alles, denn ich war mit dabei, und sie hatten mich zum Präsidenten erwählt. Wir hatten im ganzen neun erste Stimmen, sieben zweite, vier Tenöre und acht Bässe. Die übrigen sieben konnten nur brummen, weshalb er sie den Bässen beifügte, weil sie dort am wenigsten schaden konnten. Alles einbezahlte Geld sollte beiseite gelegt werden für die Anschaffung einer neuen Orgel, und jedes Mitglied sollte noch nebenbei so viel dafür kollektieren, als möglich. Wir bekamen auch die Orgel, die wir jetzt noch haben, ehe das erste Jahr um war. Als der erste schwache Punkt der ganzen Organisation erwiesen sich aber die sieben Brummbässe. Die sollten nämlich nach des Lehrers Anordnung nur ganz pianissimo brummen, und bei den schöneren Stellen ganz schweigen, und das gefiel ihnen durchaus nicht, denn stille zu sein, wenn dreißig andere mit aller Macht losschmettern, dazu gehört mehr Gnade, und auch mehr Verstand, als sie hatten. So brummten sie denn drauf los. Die besten von den sieben waren nach einigen Monaten soweit entwickelt, daß sie im großen und ganzen die erste Stimme

nachbrummen konnten, nur eine Oktave tiefer. Die übrigen hatten nur zwei Töne, einen tieferen und einen höheren, und die waren falsch. Somit kannst du dir denken, wie das manchmal gelautet hat. Nach und nach bildeten sich aus den 28 anderen Sängern, die ein mehr oder weniger gutes musikalisches Gehör hatten, eine ganze Anzahl Solostimmen heraus, nämlich fünf aus den neun Sopranstimmen; vier aus den sieben Altstimmen; drei aus den vier Tenören und sieben aus den acht Bässen. Das heißt, nicht alle hatten Solostimmen, aber alle dachten so; und die schwächsten erwarteten die erste Gelegenheit zu bekommen, sich hören zu lassen. Nun meine ich aber, daß es im Leben nicht viele Dinge gibt, die in dem Hörer so ein eigentümlich unbeschreibliches Gefühl hervorrufen, wie das ist, wenn so eine verfehlte Solostimme ein verfehltes Solo singt. Es durchzieht einen dabei so eine Hochwelle des Erbarmens, vermischt mit einigen anderen Regungen, die man doch allesamt unterdrücken muß. Und unterdrückte starke Gefühle tun immer weh. Man leidet dabei. Und nicht nur diese Art Solisten erwarteten, bald zu singen, sondern auch ihre Angehörigen, die meistens Ehrenmitglieder waren, erwarteten das mit ihnen. Nur die, die wirklich singen konnten, waren zufrieden. So stand's im Anfang des zweiten Jahres. Du siehst, es fing an zu kochen an verschiedenen Ecken, und es war vorauszusehen, daß der Chortopf bald überkochen werde. So geschah's auch. Und zwar waren's die sieben, die diese erste Aufwallung herbeiführten. Der Prediger hatte nämlich sämtliche derselben aufgefordert, bei einem gewissen Stück nicht mitzusingen. Sie woll-

ten wissen, warum. „Weil ich das für das Beste halte," gab er zur Antwort. In der Fünf-Minuten-Pause, die jeden Uebungsabend in zwei Hälften teilte, marschierten die sieben zum Tempel hinaus, und mit ihnen fünf erste Stimmen, drei zweite und ein Tenor, der einen Bruder unter den sieben hatte, also sechzehn Personen von den Fünfunddreißig. Die acht weiblichen Mitglieder folgten den acht anderen aus Mitgefühl, und sie alle, mit den ihnen verwandten Ehrenmitgliedern, zogen sich vom Gesangchor zurück. Nun hatten wir immer noch achtzehn Stimmen übrig, nämlich vier erste, und drei zweite, drei Tenöre und acht Bässe, genug für einen ganz guten Chor, aber sieben von ihnen meinten sich als Solosänger hervortun zu müssen, und sie konnten's doch nicht. Und einmal, bei Gelegenheit eines Gesanggottesdienstes, gab der Prediger nach und stellte alle sieben an für Solopartien, auf meinen Rat, denn der Prediger klagte mir sein Elend. „Kannst du nicht," frug ich ihn, „ein Stück finden, oder für den Zweck herrichten, worin sie alle Gelegenheit haben, Solo zu singen?"

„Ja, was würde das aber nützen?" meinte er.

„Mehr, als du denkst," sagte ich.

„Ich bin aber die ganze Geschichte müde," erwiderte er, „diese ewigen Zerrereien habe ich satt. Es tut mir nur leid um die anderen, da sind einige, die's können, und die die Sachlage verstehen, und die ich doch nicht oft anstellen darf, um der anderen willen, die immer unzufrieden sind. Ja, wenn ich die acht oder neun allein hätte, mit ihnen könnte man was Ordentliches zustande bringen."

„Gerade deshalb gib den anderen sieben die Gelegenheit, und sieh, was draus wird," sagte ich.

„Ich glaube, ich tu's," antwortete er. Und er brachte es fertig. Ich glaube, er hat die Verse selbst geschrieben und die Melodie zusammengesetzt aus einigen anderen Liedern. Es war ein Frühlingslied von sieben Strophen, mit einer Art Wiederholung oder Refrain nach jeder Strophe, und nur diesen Refrain sangen alle achtzehn, sonst waren's lauter Solos. Jede Strophe begann mit dem Satz, fortissimo gesungen: „Der Frühling ist da, ja, ja! Ja, ja!" Das zweite ja, ja, sangen die sieben immer zusammen."

„Hast du das Ganze nicht mehr im Gedächtnis?" frug ich.

„Ich glaub', ich kann's noch," sagte er, „es hat einen so unverwischlichen Eindruck auf mich gemacht damals. Also höre:

„Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Leis kam er gegangen,
Er weiß dein Verlangen,
Du harrtest mit Bangen,
Mit Bangen und Hangen,
Der Frühling ist da!"

Und der Refrain lautete:

„Ja, ja, er ist da! Er ist endlich da!
Ja, ja, ja, ja! Er ist da, ja da!"

„So ungefähr ging's. Ich glaube, ich hab' die Geschichte noch irgendwo aufgeschrieben in einem alten Notizbuch." Er kramte in einer kleinen Schublade. „Ja, hier ist's.

„Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Die Welt zu beglücken,
Die Felder zu schmücken
Und dich zu entzücken,
Dem Gram zu entrücken,
Der Frühling ist da!“

Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Die Vögel, sie singen,
Die Bächlein, sie springen,
Die Glocken, sie klingen,
Die Botschaft sie bringen:
Der Frühling ist da!

Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Die Kält' ist verschwunden,
Die uns so gebunden;
Wir haben's empfunden,
Wir haben's vertrunden,
Der Frühling ist da!

Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Die Blumen, sie blühen,
Die Kelche, sie glühen,
Die Wolken, sie ziehen,
Auch Sorgen und Mühen,
Der Frühling ist da!

Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Verstummet, ihr Klagen,
Verschwindet, ihr Plagen,
Und wird man uns fragen,
Warum wir so sagen,
Die Antwort ist ja:
Der Frühling ist da!

Der Frühling ist da! Ja, ja! Ja, ja!
Mit mächtigem Schalle,
Mit tönendem Halle,
Der jedem gefalle,
So enden wir alle:
Der Frühling ist da!

Die ersten drei Strophen sang je ein Sopran, die vierte eine Altstimme, die fünfte ein Tenor, die sechste ein Baß und die siebente alle Solisten zusammen, nachdem sie erst als Solo von einem der Bässe gesungen worden. Das Ganze war nicht gerade so übel eingerichtet, es hätte schlimmer sein können, nur war's zu kompliziert. Denn die Strophe wurde ungefähr so gesungen:

Solostimme: Der Frühling ist da! Ja, ja! Alle Solostimmen: Ja, ja! Ja, ja!

Solo: Leis kam er gegangen, (alle Solostimmen): Gegangen, gegangen.

Solo: Er weiß dein Verlangen, (alle Solostimmen): Verlangen, Verlangen.

Solo: Du harrtest mit Bangen, (alle Solostimmen): Mit Bangen, Mit Bangen!

Solo: Mit Bangen und Hangen, (alle Solostimmen): Mit Bangen, mit Hangen!

Solo: Der Frühling ist da! (Alle Solostimmen): Der Frühling ist da!

Dann kam der Refrain, vom ganzen Chor gesungen: Ja, ja, er ist da, u. s. w.

„Nun," fuhr der Häftlimacher fort, „spielen manchmal kleine, unscheinbare Dinge eine wichtige Rolle und können dem Ganzen eine unerwartete Wendung geben.

So hier. Der Prediger hatte die Solostimmen einzeln eingeübt, vorher. Bei der allgemeinen Uebung gab's viel zu tun, somit nahm er nur die erste Strophe durch und sagte ihnen dann, daß sie allemal bei den wiederholten Worten einfallen sollen. Er meinte natürlich die wiederholten Worte jeder einzelnen Strophe. Die erste ging dann auch ganz ordentlich, nur sang die Solistin die erste Zeile „Der Frühling ist da" mit solcher Stärke, daß ihre Stimme bei dem „da!", welches angehalten werden sollte und auf das hohe G kam, überschnappte. Die anderen fielen aber richtig ein. Bei der zweiten und allen anderen Strophen aber wiederholten sie die Worte, die zur ersten allein gehörten, somit lautete die zweite Strophe so:

Solo: Der Frühling ist da! Ja, ja! (Alle Solostimmen): Ja, ja! Ja, ja!!

Solo: Die Welt zu beglücken, (alle Solostimmen): Verlangen, Verlangen.

Solo: Die Felder zu schmücken, (alle Solostimmen): Mit Bangen, mit Bangen!

Solo: Und dich zu entzücken, (alle Solostimmen): Mit Bangen, mit Bangen!

Solo: Dem Gram zu entrücken, (alle Solostimmen): Mit Bangen, mit Hangen!

In der ersten Bankreihe fing jemand an zu lachen und bald stimmten andere mit ein. Sie sangen aber weiter, so gut es ging. Bei der letzten Strophe aber, einem Baßsolo, brach es los, als es hieß:

„So enden wir alle, mit Bangen, mit Hangen," und der Refrain ging unter in allgemeinem Gelächter, in welches alle, ausgenommen die sieben Solisten, ein-

stimmten. Glücklicherweise war das Frühlingslied die letzte Nummer des Programms. In der nächsten Uebungsstunde fehlten zehn weitere und einige von ihnen behaupteten, der Prediger hätte es drauf hin geplant, sie lächerlich zu machen, was aber nicht der Fall gewesen. So hatten wir nur noch acht Personen im Gesangchor. Die aber blieben treu, bis sie sich verheirateten. Dann sangen sie nicht mehr und der Gesangchor starb.

„Schau," schloß er, „es muß manchmal so kommen. So ein Gesangchor kann die Gottesdienste heben, wenn er sich dem Ganzen einfügt und wenn sein Ziel immer die Verherrlichung Gottes ist. Dann ist das Singen ein Segen, ja eine Inspiration. Und solche Sänger möge uns Gott allezeit schenken."

„Ja, Gott gebe es," sagte ich und ging heim.

Zum Schluß.

Hast du, mein Freund, dies Buch gelesen,
Dann hoff' ich, tat'st du's mit Genuß;
Es wär' sein Zweck verfehlt gewesen,
Hätt'st du's gelesen mit Verdruß.

Recht machen kann's zwar jedem keiner,
Das ist mir längst schon sonnenklar,
Denn unter allen ist nicht einer,
Dem alles paßte, ob's auch wahr.

Doch wollt' ich nicht bloß unterhalten
Durch das, was ich da ausgewählt
Von meinem Freund, dem lieben Alten,
Wie er's vor Jahren mir erzählt.

Es sollte sich dein Herz erquicken
An seinem festen Glaubensmut,
Der sich sein Ziel nicht ließ verrücken,
Das auf dem ew'gen Worte ruht.

Er sollte dir zum Segen werden,
Wie es so oft bei mir geschah,
Wenn unter mancherlei Beschwerden
Ich die Verheißung dunkel sah.

Und wenn so manche kritisieren
Und nörgeln an dem ew'gen Wort,
Anstatt zu glauben, spekulieren
Ob dem, was unsrer Seele Hort;

Und wenn auf Kanzel und Katheder
Sich oft gelehrte Dummheit spreizt,
So kolossal, daß sie entweder
Zum Lachen oder Zorne reizt;

Dann kann ich ihn noch immer schauen,
Wie er so kräftig, frei und frank
Im Namen Gottes sie verhauen
Wie 's Leder auf der Schusterbank.

Wenn so ein Tor in frevlem Schacher
Die Perlen hingab für den Tand,
Wie freut' mich da mein Häftlimacher,
Wie er zu seiner Bibel stand!

Und diese Freude mit zu fühlen,
Hab' ich dir meinen Freund gezeigt,
Er war nur einer aus den vielen,
Die sich dem Baal noch nicht geneigt.

Er ist jetzt längst schon heimgegangen,
Sein Herr hat alles ihm erfüllt,
Sein tiefes Ewigkeitsverlangen,
Es ist gestillt! Es ist gestillt!

Doch, was er mir in jenen Jahren
Aus seinem Herzen mitgeteilt,
Ich hab's als lautres Gold erfahren
Im Leben, wie's vorüber eilt.

Und hat dich, der du dies gelesen,
Der Häftlimacher auch ergötzt,
Weil er verwandt mit deinem Wesen,
Dann sag' ich dir zuguterletzt:

Sollt' ich grad können, wie ich wollte,
— Die Neigung dazu hab' ich schon, —
Und es sich also fügen sollte,
Erzähl' ich dir noch mehr davon.

